

# Universitätsbibliothek Wuppertal

## Die Renaissance des Islams

Mez, Adam

Heidelberg, 1922

17. Die Literatur

---

**Nutzungsrichtlinien** Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-1144](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-1144)

Erweiterungen und Kommentare; also auch hier der Abschluß des Alten und Festlegung der Wissenschaft auf Jahrhunderte hinaus. Ebenso hat die etymologische Untersuchung der Sprache jetzt ihre ernsteste Bearbeitung erfahren, die für lange Zeit gültig blieb. Ihr Meister war Ibn Ġinnī aus Mosul (gest. 392/1002), Sohn eines griechischen Sklaven, der die sogen. große Etymologie in die Wissenschaft eingeführt haben soll<sup>1</sup>, das heißt den heute immer noch fruchtbaren Gedanken von der ursprünglich zweiradikalen Wurzel. Größeres hat die etymologische Arbeit der Araber nicht mehr geleistet.

Neben der Schriftsprache lief die Umgangssprache her, so sehr von ihr verschieden, daß z. B. im Bagdād des 3./9. Jahrhunderts angestaunt wurde, wer mühelos grammatikalisch richtig, mit den Kasusendungen sprach<sup>2</sup>. Jetzt brachte das in der Literatur erwachte Interesse am gemeinen Volke und seinem Leben die Philologie dazu, sich um die Sprache und die Sprachfehler des Volkes zu kümmern. Der Spanier ez-Zubaidī (gest. um 330/941) schrieb ein Werk „Über den Dialekt des Volkes“<sup>3</sup>, dann verfaßte Ibn Châlawaihi in Aleppo (gest. 370/980) das Kitāb laisa, das Buch „Nicht so“. Wie viel er den späteren Philologen, namentlich Harīrī, zu tun übrig gelassen hat, bleibt noch zu untersuchen.

### 17. Die Literatur.

Der Wechsel des Blutes, die Erschöpfung des bisher führenden Teils und das Hervortreten der alten mischrassigen Bevölkerung zeigt sich am klarsten in der Literatur. Um das Jahr 200/800 wird sie unruhig, die erprobte Form der Qasīde, in welcher die alten arabischen Dichter die erhabensten Gefühle des Beduinentums gesungen hatten, wird zu lang, zu pathetisch und verliert die Alleinherrschaft; das die Führung übernehmende Bürgertum der Städte drängt mit den heldenhaften Stoffen auch die heldenhafte Sprache immer mehr zurück, die dumpfe Wildheit weicht klareren Sätzen, die kürzeren Versmasse werden auffallend begünstigt.

<sup>1</sup> Goldziher, SWA 67, S. 250 nach Sujūtīs Muzhir I, 164. In seinen Chasā'is handelt das 30. Kapitel des 2. Buches vom ištīqāq el-akbar (O. Rescher, Studien über Ibn Ġinnī, ZA 1909, S. 20).  
<sup>2</sup> Mas. VII, 131. <sup>3</sup> al-Dabbī, Bugjat el-mutalammis, S. 56, Bibl. hisp. arab.



Jetzt soll der Dichter weniger Erhebung in eine stärkere Welt, als Spannung durch neue Stoffe, feine Gedanken, durch schöne Worte und Bilder schaffen. Der Sinn fürs Interessante — Gift für alle heldenhafte Dichtung — war erwacht, wieder einmal entdeckte die Literatur die Gegenwart und bekam Freude an dem bunten, wenn auch nicht hochgemuten Leben um sich her. Das Volk, vor allem das ungelehrte Volk der Städte, hält seinen Einzug in die arabische Literatur, nicht nur die Gedichte lernen mit seinen Augen zu sehen, in seinen Rhythmen zu singen, auch die ungebundene Sprache wird herangezogen, allem dem vielfältigen Neuen Ausdruck zu geben. So kam die Prosa, die sich bis dahin auf die gelehrten, kirchlichen und höchstens ein paar aus dem Persischen übersetzte Volksbücher beschränkt hatte, in die Literatur; um das Jahr 250/864 soll sie „die Poesie verdrängt haben“<sup>1</sup>.

### 1. Die Prosa.

Die Ehrfurcht auch vor dem ungebundenen Worte, die der Anfang aller guten Prosa ist, war die Haupttugend der alten Araber; darin sind sie über alle anderen Völker erhaben. Neben dem Dichter stand ihnen gleich der Redner (chatib) des Stammes, auch seine Begabung galt als übermenschlich, daher der Aberglauben, daß stets der Redner eines Geschlechtes sterben muß, ehe der Nachfolger auftritt, in den dann der Dämon übergehen kann<sup>2</sup>. Für so selbständig und dem Dichterischen verschieden hielt man das prosaische Talent, daß man in Erstaunen geriet, wenn ein Dichter sich auch in Briefen und Reden betätigte<sup>3</sup>. So hoch war der Genuß an guter Sprache, daß als im Jahre 208/823 eine Uberschwemmung Mekkah verheerte und der Chalife Geld und einen Trostbrief schickte, angeblich „der Brief den Mekkanern Über war als das Geld“<sup>4</sup>.

Das Interesse an der Mitwelt offenbart sich zunächst als Freude an den Sitten des Volkes; ein Abû 'Aqqâl schrieb um diese Zeit das erste Buch „Über die Sitten der Ungelehrten“, der Qâdi von Saïmar (gest. 275/888) sammelte „Die Geschichten des niederen Volkes“ (achbâr es-siflah)<sup>5</sup>, und die Schilderung der städtischen Stände ist ein Lieblingsgegenstand des Ġâhiz<sup>6</sup>. Dieser Mann (gest. 255/869), von dessen äußerer Häßlichkeit — sein

<sup>1</sup> Mas. VII, 347.    <sup>2</sup> Ag. XVIII, 173.    <sup>3</sup> Ag. XX, 35; Ibn Qotai-  
bah, Liber Poesis ed. de Goeje, S. 549.    <sup>4</sup> Baihaqî ed. Schwally, S. 475.  
<sup>5</sup> Mas. V, 88; Jâq. Iršâd, VI, 402.    <sup>6</sup> z. B. Tirâz el-magâlis, S. 67 ff.



Name bedeutet „der Glotzüngige“, und sein Großvater war ein Schwarzer<sup>1</sup> — hübsche Histörchen erzählt werden, ist der Vater der neuen arabischen Prosa. Der Tha'âlibî nennt ihn den ersten großen Prosaiker<sup>2</sup>; der Wesier Ibn al-'Amîd, der Meister des Staatschreibertums, pflegte jeden, den er examinieren wollte, nach seiner Ansicht über Bagdâd und den Ġâhiz zu fragen<sup>3</sup>, so daß man ihn den zweiten Ġâhiz nannte<sup>4</sup>. Der berühmte Thâbit ibn Qorrah soll den Islâm um drei Männer beneidet haben: den ersten 'Omar, den heiligen Hasan von Basrah und um den Ġâhiz<sup>5</sup>. Abû Hajjân et-tauhîdî, vielleicht der größte Meister der arabischen Prosa überhaupt, schrieb ein Buch „Zum Preise des Ġâhiz“. Er nahm das so ernst, daß er die Schriftsteller, die den Ġâhiz hochhielten, einzeln vornahm<sup>6</sup>, und seine Verehrung für den Meister ging so weit, daß er auch sein scholastischer Parteigänger ward<sup>7</sup>. Über alles schreibt der Ġâhiz: vom Schulmeister<sup>8</sup> bis zu den Banû Hâsim<sup>9</sup>, von den Râubern<sup>10</sup> bis zur Eidechse, von den Eigenschaften Gottes bis zu den Zoten über die Listen der Weiber. Sein Stil ist neu und unerfahren, geschwätzig und oft täppisch fährt er in seinen Stoffen herum. Das aber gerade ist es, was seinen Anhängern gefiel, was sie als Befreiung von der bis jetzt allein herrschenden gelehrten, mehr oder weniger pedantischen Schriftstellerei empfanden. Sie nahmen das behagliche Plaudern als bewußte Kunst; gerade die vollkommene Disposition und den soliden Aufbau seiner Werke schätzt der Mas'ûdî im Jahre 332/943 und rühmt: „Wenn er fürchtet, den Leser zu langweilen, so geht er vom Ernst zum Scherz und von einer erhabenen Weisheit zu einer eleganten Seltsamkeit über.“ Des Ġâhiz verworrenstes Werk — das Kitâb al-Bajân — stellt der Mas'ûdî am höchsten gerade seiner Vielseitigkeit wegen<sup>11</sup> und vergleicht oft den guten Schriftsteller mit demjenigen, „der nachts Holz liest“ (hâtib lâl) und unbedenken zusammenrafft, was ihm gerade in die Hand kommt<sup>12</sup>.

<sup>1</sup> Jâq. Iršâd, VI, 56. <sup>2</sup> Jat. III, 338. Tha'âlibî selbst wieder ist von dem Bacharzi der Ġâhiz Nisâbürs genannt worden. Vorrede zu Tha'âlibîs Kit. al-'igâz. <sup>3</sup> Lat. al-ma'ârif, S. 105; Jâq. Iršâd I, S. 686. <sup>4</sup> Jatimah, III, 3. <sup>5</sup> Jâq. Iršâd VI, 69. <sup>6</sup> Jâq. Iršâd V, S. 282. <sup>7</sup> Dasselbst, S. 380. Der Bacharzi nennt den vielschreibenden Tha'âlibî. <sup>8</sup> Mustatraf II, 199f. Wieweit seine dortigen Scherze aus griechischen Witzbüchern kommen, bei denen der Scholasticus eine Hauptfigur war, bleibt zu untersuchen. Siehe Reich, Mimus I, S. 443. <sup>9</sup> al-Husri a. R. v. 'Iqd I, 56f. <sup>10</sup> Aus seinem Râuberbuch zitiert Farağ ba'd al-šiddah II, 106. <sup>11</sup> VIII, 34. Diese „Abwechslung zwischen Ernst und Scherz“ bleibt dann an ihm die Literaturgeschichte hindurch hängen. Chwârezmî Rasâ'il, S. 183. <sup>12</sup> z. B. Mas. IV, 25.



Kräftig half zur Verbürgerlichung des Schrifttums die um 200/800 ebenfalls durch die Erschöpfung des Arabertums aufgekommene Mystik, die auch — wie in anderen Literaturen — dem Naturalismus kräftigen Zuzug leistete, die Gelehrsamkeit verschmähte, ihr sogar oft gegenübertrat und sich zum größten Teil auf die kleinen Leute stützte. Ihnen predigt sie, ihr Leben zergliedert sie, auf ihre Bedürfnisse geht sie ein, von ihrer Redeweise läßt sie sich beeinflussen. Und endlich erklärt es sich nur durch das Verblassen der altarabischen Ueberlieferung, daß jetzt die Reimprosa in die muhammedanische Rhetorik hineinkommt. Jene hatte noch den heidnischen Geruch des Reims gekannt und ihn ebenso verabscheut wie die Christen des römischen Reiches die antiken Metren. „Da die Ursache des Reimprosa-verbotes, die heidnischen Wahrsager, die sich ihrer stets bedienten, verschwunden waren, hat auch das Verbot aufgehört,“ meldet der Ġāhiz (gest. 255/868)<sup>1</sup>. Die jetzt den Ausschlag gebenden ehemaligen Christen hatten die gereimte Prosa aber in ihren Predigten gekannt, und so scheint auch beim Islām „ungefähr um die Mitte des 3./9. Jahrhunderts der Reim in die offizielle Predigt einzudringen; da findet man ihn in einer Anrede des Chalifen an seine Getreuen vorherrschend, wenn auch noch nicht konsequent durchgeführt<sup>2</sup>.“

Schriftlich wurden die Formen der Beredsamkeit im Briefstil geübt. Es wird nie an Literaten gefehlt haben, die sich über religiöse Bedenken hinwegsetzten und die an den altarabischen Rednern bewunderte Reimprosa schrieben; so der Ibrāhīm, der zu Hārūns Zeit den Brief an den Barmekiden Chālid schrieb, den alles Volk in Bagdād damals auswendig konnte<sup>3</sup>. Der Maßstab für ihren allgemeinen Gebrauch ist aber das amtliche Arabisch. Um das Jahr 200/800 schreibt die Kanzlei des Chalifen al-Ma'mūn ganz schlicht und ohne Reim<sup>4</sup>; Ibn Thawābah (gest. 277/890), von dem ein gereimter Brief an den Wesier erhalten ist, war für geschraubte Redeweise bekannt<sup>5</sup>. Auch der große Fluch über die Omajjaden, der zur feierlichen Verlesung auf allen Kanzeln bestimmt war, wurde im Jahre 284/897 ohne den Klingklang des

<sup>1</sup> Kit. al-bajān I, 111 ff. <sup>2</sup> Goldziher, Abhandlungen zur arabischen Philologie I, S. 65 f. <sup>3</sup> Ġāhiz Bajān II, S. 114. Ich habe das Zitat von Margoliouth, The Letters of Abul 'Alā, S. XLIII. <sup>4</sup> z. B. al-Kindī ed. Guest, S. 446 und Ibn Tadjūr oft. Ein reimloser Brief des Mu'tasim an 'Abd. b. Tāhir im Kit. fis-sadāqah des Tauhīdī Const. 1301, S. 5. Jāq. Iršād II, 37.



Reimes verfaßt; immerhin zeigen sich schüchterne Anfänge davon<sup>1</sup>. Zur selben Zeit schreibt ein Staatssekretär an den Wesier ganz ohne Reim<sup>2</sup>. Um das Jahr 300/900 aber ist die Reimprosa bei den Vornehmen Bagdâds Mode; der Chalife Muqtadir schreibt gereimt an seine Länder<sup>3</sup>, der Wesier 'Alî ibn 'Isâ schmückt seine Briefe mit vielen Reimen<sup>4</sup>; draußen im Reiche war man aber noch nicht auf der Höhe; des Wesiers Ibn Châqân gereimte Briefe kamen den Behörden in der Provinz ganz chinesisch vor<sup>5</sup>, und der Beamte draußen berichtete noch ungereimt nach alter Weise<sup>6</sup>. Dann griff der Reim um sich: „Während der 'Amîd und seine Zeitgenossen je nach Bequemlichkeit in demselben Stück den Reim bald hinsetzten, bald ausließen, steht er bei den Stilisten am Ende des Jahrhunderts wie dem Sâbi und dem Babagâ immer<sup>7</sup>.“ Zur Monomanie aber soll er beim Bûjidenwesier, dem Sâhib, geworden sein, „so versessen war er darauf, daß er sich einen Reim nicht verkneifen würde, selbst wenn dadurch alles zugrunde ginge und er in die größte Gefahr käme.“ So sagt eine allerdings sehr böse Zunge<sup>8</sup>, die ihm auch anhängt, daß er auf einer Reise über ein schönes Quartier hinaus in ein erbärmliches zog, nur um datieren zu können: Aus Naubehâr am Mittag (nisf en-nehâr)<sup>9</sup>. Und einem 'Aliden, der zum Sâhib kam, wurde es von den auf ihn niederprasselnden Reimen übel, sodaß er mit Rosenwasser betupft werden mußte<sup>10</sup>. Bei dem Reime ist es bis heute geblieben<sup>11</sup>.

Die Briefe des 4./10. Jahrhunderts sind die feinste Blüte des muhammedanischen Kunsthandwerks, arbeitend mit dem edelsten Stoffe: der Sprache. Wäre von all den schönen Sachen, welche die Künstler damals aus Glas und Erz schufen, nichts erhalten, so könnte man doch aus diesen Briefen sehen, wie leichte Eleganz und spielende Beherrschung schwierigster Form geschätzt sein mußte. Es ist kein Zufall, daß damals viele Wesiere Meister des Stils waren, und ihre Briefe der Herausgabe in Buchform gewürdigt werden konnten: Der Châsîbî, Ibn Muqlah<sup>12</sup>, der Muhallabî<sup>13</sup>,

<sup>1</sup> Tab. III, 2166ff. <sup>2</sup> Jâq. Iršâd VI, 463. <sup>3</sup> Wuz., S. 337ff; Jâq. Iršâd VI, 280. <sup>4</sup> Wuz., S. 277. <sup>5</sup> z. B. der Brief des „Berichterstatters“ (sâhib el-chabar) in Dinawar; 'Arîb, S. 39f. <sup>6</sup> Jâq. Iršâd II, 418. <sup>7</sup> Ibn Chafâğah in der Vorrede zu den Chutab des Ibn Nubâtah, S. 16. <sup>8</sup> Abû Hajjân bei Jâq. Iršâd II, 291. <sup>9</sup> Jâq. Iršâd II, 298. <sup>10</sup> Jâq. Iršâd II, 304. <sup>11</sup> Mit sehr wenigen Ausnahmen. So hat ihn z. B. ein berühmter Kanzler der ersten Almorauiden vermieden „treu der Weise der alten Kanzler“ (Marrakeschi trad. Fagnan, S. 138). <sup>12</sup> Chwârezmî, Rasâ'il, S. 35. <sup>13</sup> Fihrist, S. 134.



Ibn el-'Amîd, der Sâhib, der Sâmânidenwesier el-Iskâfi. Der letzte galt für hervorragend in Staatsschreiben und schlecht in den Privatbriefen — so fein waren die Unterschiede<sup>1</sup>. Die wichtigeren Schreiben, Bestellungen und ähnliches, hatte bei allen Regierungen ein eigener Diwân (er-Rasâ'il) auszuarbeiten, und man ging in Bagdâd soweit, daß der glänzendste Stilist der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an seine Spitze gestellt wurde, obwohl er sich Zeit seines Lebens offen zur sâbischen Religion bekannte und selbst dann nicht zum Islâm übertrat, als ihm das Wesierat angeboten war<sup>2</sup>. Und als er starb, sang kein geringerer als das Oberhaupt der 'Aliden dem Ungläubigen das Trauerlied; so viel höher stand glänzendes Arabisch im Kurs als Rechtgläubigkeit. Dieser Ibrâhîm ibn Hilâl es-Sâbî (gest. 384/994) kannte seinen Wert, wußte, daß er „das Auge des Fürsten ist, womit er die Zeit betrachtet,“ und daß er „Gedanken habe, die die Könige brauchen“<sup>3</sup>. Seine Briefe zerfallen alle in zwei Teile: zuerst die Rekapitulation des zu beantwortenden Briefes, wobei die Empfangsbescheinigung den Anlaß zu höflichen Komplimenten bot; z. B. beginnt ein Schreiben des Wesiers an den Oberqâdî: „Eingetroffen ist der Brief des Qâdis der Qâdis mit Worten, die das Meer süß machten, wenn sie sich mit ihm mischten, und Gedanken so hell, daß sie die Nacht erleuchteten und vertrieben“<sup>4</sup>. Dann folgt, durch „Und ich habe verstanden“ eingeleitet, die Antwort. Die Briefe sind heute noch mit Genuß und mit Staunen über die Meisterschaft zu lesen, die selbst geschäftlichen Mitteilungen den köstlichen Mantel feinsten Diktion umhängt und mit verschwenderischer Leichtigkeit End- und Anfangsreime, Wortspiele und -verschlingungen austreut. Und trotzdem erstickt der Sinn der Sätze nicht unter dem Druck der Worte und wird nicht alles von selbstgefälligem Reimgeklingel übertönt, so daß man sofort heraushört, was eigentlich gesagt werden sollte, nicht mühsam, wie in späteren Jahrhunderten. Selbst übersetzt, also allen Schmuckes entkleidet und so ungünstig wie möglich dargeboten, sind diese Briefe noch lesbar. Als Beispiel der Staatsbriefe diene ein vom Sâbî verfaßtes Glückwunschsreiben 'Izzeddaulahs an seinen Vetter 'Adudeddaulah, als dieser die Eroberung von Beluċistân im Jahre 357/968 und der Qufsberge gemeldet hatte: „Eingetroffen ist der Brief des Herrn Herzogs 'Adudeddaulah — Gott erhalte

<sup>1</sup> Jatîmah III, 119; IV, 31; Iršâd V, 331.   <sup>2</sup> Jâq. Iršâd I, 343.  
<sup>3</sup> Rasâ'il Ba'abdâ, 1898, S. 8.   <sup>4</sup> Jatîmah II, 277.



seine Kraft — mit der Kunde von den Erfolgen, die ihm Gott ob seiner Rechtschaffenheit, seines Glückes und seiner Frömmigkeit geschenkt hat, daß er — Gott erhalte seine Hoheit — die Berge von al-Qufs und al-Belûs erobert und ihre Bewohner, die der Religion feindlich waren und vom Wege Gottes abwichen, von einer Zuflucht zur andern gejagt, in einem Schlupfwinkel nach dem andern überwunden, ihre Wächter getötet, ihre Helden vernichtet, ihr Grünes und Graues zur Wüste gemacht, ihre Merkmale und Spuren verwischt hat, so daß er sie gezwungen hat, sich zu demütigen, Frieden zu suchen, die Geiseln zu geben, Schätze abzuliefern, sich richtig zur Religion zu stellen und in den Grenzbezirk der Gläubigen einzutreten. Das habe ich verstanden und Gott gelobt für die Gnade, die er dem Herzog 'Adudeddaulah erwiesen hat, denn ich weiß, welche Beute Gott durch ihn geschenkt, ich freue mich über das, was er ihm hat gelingen lassen, genieße mit von dem, was er hat und halte mit bei dem, was er treibt. Ich habe die Ehre groß gefunden um dessentwillen, der sie erwarb, und den Feldzug herrlich wie den, der ihn geführt hat. Wir sind es von dem Herzog — Gott stärke ihn — gewohnt, daß er den Frevler schlägt, bis er sich bessert und den Hartnäckigen, bis er lind wird. Und von Gott sind wir gewohnt, daß er ihm hilft, daß er ihm das Glück verbürgt und einen guten Ausgang gibt. Sowie mir von des Herzogs Hoheit eine Nachricht zukommt, laure ich auf die nächste, die ihr sofort folgt, und jeder Dank, den ich ihm für etwas Vergangenes und Verflossenes sage, verbürgt mir etwas Neues, Baldiges. Ich bitte Gott, daß er ihn mit seiner Güte erfrische und mit seinen Gaben fülle, daß er ihn im Geistlichen und Weltlichen erreichen lasse, was er hofft, daß er ihm in diesen Beiden alles reichlich gebe, daß er seiner Fahne Sieg verleihe über seine Feinde, seien sie klein oder groß, sein Wort erhöhe über sie, seien sie wenig oder viel, daß er ihm ihre Stirnlocke in die Hand gebe, im Frieden und im Kriege, und daß er sie ihm unterwerfe, gutwillig oder nicht.“ (Schluß fehlt.)<sup>1</sup>

Von den amtlichen Schreiben (sultânijjât) kam die mit dem Reime gezierte Schreibart auch in die Privatbriefe (ichwânijjât). Im 3./9. Jahrhundert hatte der Prinz und Dichter Ibn al-Mu'tazz dem Fürsten und Dichter 'Ubaidallâh ibn 'Abdallâh ibn Tâhir ohne Reim kondoliert und eine reimlose Danksagung erhalten; beides wäre 100 Jahre später undenkbar<sup>2</sup>. Am Ende des 4./10.

<sup>1</sup> Rasâ'il des Sâbi Ba'abdâ, S. 57f.    <sup>2</sup> Šâbuštî, Kit. ed-dijârât, Berlin, fol. 46a ff.



Jahrhunderts stand die Kunst der schönen Briefe so hoch im Kurse, daß Leute auch ohne Beamtung von ihr leben konnten, wie sonst seit alters die Dichter von der Poesie. Der berühmteste dieser Privatbriefschreiber ist Abúbekr el-Chwárezmî (gest. 383/993), der Zeit nach der erste „Schriftsteller“ des Arabischen. Er ist bei so ziemlich allen Fürsten des muhammedanischen Ostens zu Hofe gegangen: in Buchârâ, Nisâbûr, Herât, Isfahân und Šîráz<sup>1</sup>. Seine Briefe waren an Fürsten, Wesiere, Generäle, Qâdis, Beamte, Theologen und Philologen gerichtet; die Stoffe sind die üblichen: Glückwunsch zu Festen, Rangerhöhung und Erfolgen, Trost bei Tod, Absetzung, Krankheit und Kriegsgefahr, Dank für Gaben usw. Auch eine Beschwerde an den Steuereinsamler ist darunter über zu hohe Besteuerung seines Grundstückes; er solle abhelfen, wenn er nicht Chorâsân seiner Zunge berauben wolle. Worauf ihm die Grundsteuer für ein Jahr erlassen wurde<sup>2</sup>. Der Ruf seines Namens scheint viele Schüler angezogen zu haben, hauptsächlich Juristen (fuqahâ); manch ein Brief an Schüler und ehemalige Schüler steht in der Sammlung, auch einer, in dem er für Anstellung eines Schülers dankt<sup>3</sup>. Darunter z. B.: „Deine Briefe mein Sohn, sind für mich Äpfel und Wohlgerüche, Blumen und Sträuße. An dem ersten freue ich mich, warte aber auf die Ankunft des zweiten; ich bin dir dankbar für die vergangenen, zähle aber die Tage und Nächte bis zu den kommenden. Drum schreib lang und viel und wisse, daß ich dich fest und frei liebe.

„Ich liebe dich mit solcher Kraft, daß sie zu Freunden machte,

Wenn irgendwo Feinde wären.“

Ich genieße dich, wenn du da bist, und sehne mich nach dir, wenn du fort bist. Wenn du meine Sehnsucht kântest, so würdest du dich stolz über die Menschen erheben, würden die Erdbewohner bei dir nichts wiegen, würdest du sie nur mit den äußersten Augenwinkeln ansehen und mit einem Spitzchen Lippen anreden<sup>4</sup>.“ Diesen Briefen gegenüber wirken die des Sâbî ruhig und sachlich. Der Rhythmus und die Leichtigkeit des Vortrages sind die Hauptsache, der Stoff des Briefes ist nur der Draht, um den der Künstler seine Girlanden schlingt. Dieser Stil hat wieder viel mit dem alt-arabischen gemein; die Freude an starken Worten und guten Vergleichen und die innere Unruhe. Nur das alte ritterliche Pathos

<sup>1</sup> Jatímah IV, 123 ff.

<sup>2</sup> Rasâ'il, ed. Constantinopel, S. 81.

<sup>3</sup> Rasâ'il S. 119 ff.

<sup>4</sup> Rasâ'il, S. 76.



ist zur Groteske geworden, der einzigen Form, die ihm das Weiterleben in einer bürgerlichen Gesellschaft ermöglicht. Die Haupteigenschaften der Redeweise des Chwârezmî sind auch die des grotesken Stiles: Übertreibung und Häufung, beide als bewußte Mittel der Kunst geübt: „Einer ist mir zu nahe getreten, ich weiß nicht, hat ihn der Wind weggerissen, oder hat ihn die Erde verschlungen, oder hat ihn die Schlange gebissen, oder haben ihn die wilden Tiere zerrissen, oder hat ihn die Wüstenhexe verführt, oder haben ihn die Teufel verlockt, oder hat ihn ein Blitz verbrannt, oder haben ihn die Kamele zerstampft, oder hat ihn der Führer irreführt? Ist er von einem Kamel gefallen oder von einer Bergspitze gekollert oder in einen Brunnen gestürzt, oder ist ein Berghang auf ihn gefallen, oder sind seine Hände vertrocknet oder seine Füße gelähmt, oder hat ihn die Elephantiasis getroffen oder die Zwercfhellentzündung? Oder hat er einen Sklaven genozüchtigt, und der hat ihn getötet? Ist er in den Bergen verirrt, im Meere ertrunken oder vor Hitze gestorben, oder hat ihn ein Gewitterbach weggeschwemmt, oder hat ihn ein tödlicher Pfeil getroffen, oder hat er Lots Werk getan und ist gesteint worden!“ Einem der Exemplare seiner Briefe zu kaufen wünscht, schreibt er: „Wenn ich könnte, würde ich als Papier die Haut meiner Wange, als Feder einen meiner Finger, als Tinte meinen Augensterne nehmen.“<sup>2</sup> Manchmal ergeben seine Übertreibungen für uns eine dankenswerte Liste von Extremen des damaligen Lebens, so, wenn er beschreibt, wie unglücklich und verkehrt bei ihm alles ging: „Ich ritt ein fremdes Tier, aß aus fremdem Beutel, wohnte in gemietetem Hause, trank Rosinenwein, im Sommer trug ich Wolle, im Winter Papier, schreiben tat man mir ehrerbietig; aber von Angesicht zu Angesicht nannte man mich „Du“, in die Gebetsreihe der Schuhe wurde ich gesetzt, d. h. unter die letzten der Männer. Es kam soweit, daß meine Sklavin mich schlecht behandelte, und mein Pferd bockig ward. Mein Gefährte, mit dem ich zusammen reiste, kam früher an als ich, wenn ich einen guten Dirhem bekam, wurde er in meiner Hand zum falschen, ich schnitt gekauftes Tuch zu, da wurde es an meinem Leib zu gestohlenem, als ich im Juli meine Kleider wusch, da verschwand die Sonne, und Wolken stiegen auf, als ich im Juni auf die Reise ging, da blies der Wind, und Nebel versperrte die Aussicht. Alles was ich hatte, habe ich verloren, außer meiner Ehre“ usw.<sup>3</sup> Oder

<sup>1</sup> Rasâ'il, S. 88.    <sup>2</sup> Rasâ'il, S. 106, auch S. 68.    <sup>3</sup> S. 30.



er erzielt durch Häufung eine feine Schmeichelei und gibt uns dabei eine Reihe der Bücher, aus denen man einen schönen Brief zusammenreimen könnte: „Der Herr hat erwähnt, er habe die Antwort auf meinen Brief zwischen Mittag und Vesper geschrieben, und ich hatte ihn für langsam gemacht gehalten, trotzdem ich wußte, wie tief und voll des Herrn Meer ist. Ich dagegen schloß für diesen Brief meine Tür, ließ meinen Vorhang herab, nahm meine Bücher an mich, saß zwischen Steuerbeamten und Bûjiden, dem Châsibî und Ibn Muqlah, erweckte aus den Gräbern das Geschlecht Jezdâds und Šeddâds und berief aus dem Jenseits den Basrier Ibn el-Muqaffa', den Perser Sahl ibn Hârûn, den Ägypter Ibn 'Abdân, den Hasan ibn Wabb, den Ahmed ibn Jûsuf, legte zu meiner Rechten das Leben Ardešûrs ibn Bâbekân, zu meiner Linken das Buch et-tabjîn wal-bajân, vor mich hin die Sprüche des Buzurġmîr ibn al-Bachtikân, vor allem aber die Briefe unseres Herrn des Sâhib, 'ain ez-zemân“ usw.<sup>1</sup>

Aber schon bei seinen jüngeren Zeitgenossen galt der Chwârezmî für veraltet und allzu einfach, weil er schreibt, „wie es die Leute allgemein tun, und wie jede Feder schreibt“<sup>2</sup>. Der Vorkämpfer dieser Fortgeschrittenen ist Abulfadl aus Hamadân. 22 Jahre alt kam er zum Sâhib ibn 'Abbâd nach Rai, 12 Jahre später<sup>3</sup> nach Nisâbûr, wo er sich schriftlich und mündlich vielfach mit den Chwârezmî gemessen hat. Erst als sein Gegner starb, verließ er Nisâbûr und begann seine großen Reisen in Chorâsân, Seġistân, Afghanistan, wo er jede Stadt besuchte und aberntete. Schließlich nahm er seinen Sitz in Herât, wo er reich heiratete und sich stolze Landgüter kaufte. Wenig über 40 Jahre alt starb er im Jahre 398/1007<sup>4</sup>. Er war berühmt für sein Gedächtnis; er konnte ein Lied von über 50 Versen nach dem ersten Anhören ganz genau wiederholen<sup>5</sup>. Unter dem, was er mehr könne als der Chwârezmî, zählt er auf: „Einen Brief schreiben, der, wenn man seine Zeilen umgekehrt liest, gleichzeitig die Antwort enthält, einen Brief ohne gewisse Buchstaben, Buchstabengruppen oder ohne den Artikel, einen Brief der „krumm“ gelesen ein Gedicht ist, einen Brief, der je nach der Auslegung Lob oder Tadel sein kann“<sup>6</sup>; das war also damals das Höchste der Schriftstellerei. Auch des

<sup>1</sup> S. 35. <sup>2</sup> Hamadânî Rasâ'il, Beirut, S. 76. <sup>3</sup> So „392“ zu lesen mit Jâq. Iršâd I, 97 statt „382“, wie der Damaszener Druck der Jatîmah hat. <sup>4</sup> Jatîmah IV, 168. Er soll scheinot begraben worden sein und „heraus“ gerufen haben (Ibn Challikân ed. Wüstenfeld, I, 69). <sup>5</sup> Jatîmah IV, 167. <sup>6</sup> Rasâ'il, S. 74.



Ĝâhiz Stil tadelt er als zu nackt, der gewöhnlichen Redeweise zu ähnlich, zu sprunghaft, „ohne einen künstlichen Ausdruck oder ein unerhörtes Wort“<sup>1</sup>. Des Hamadâni erhaltene Briefe ersparen uns glücklicherweise solche Mätzchen, sind aber doch viel geschraubter, als die des Chwârezmî, mit weithergeholten Beziehungen und Wortspielen. Und etwas Neues tritt auf, das über den reinen Briefstil hinausdrängt, die Freude am Erzählen. Da und dort dienen, was beim Chwârezmî nie der Fall ist, mehr oder weniger ausgeführte Anekdoten als Beispiel. So illustriert den, der in die Ferne schweift, wo doch das Gute so nahe ist, der Mann aus Buchârâ, dem sein Esel verloren ging. „Er zog aus, ihn zu suchen, setzte über den Oxus und suchte ihn in jeder Herberge. Als er ihn nicht fand, durchquert er Chorâsân, kommt nach Tabaristân und Babylonien, streift auf den Bazaren herum, aber der Esel ist nicht da. Da gibt er die Sache auf, kehrt auf mühseliger, langer Fahrt nach Hause zurück, sieht eines Tages in seinen Stall, und da steht der Esel mit Sattel und Zügel, mit Schwanzriemen und Gurt und knabbert an seinem Futter“<sup>2</sup>. „Um zu bekräftigen, daß der Sinn stets nach der Heimat stehe, „daß das Kamel sich trotz seiner groben Leber nach seiner Stadt sehne, daß die Vögel die Breite des Meeres durchschneiden nach ihrem Heim,“ erzählt er von Tâhir ibn el-Husain. „Als er nach Altkairo kam, traf er dort in den Straßen Kuppeln errichtet, Teppiche gelegt, die Häuser prächtig geschmückt, die Leute zu Pferde und zu Fuß, Geld wurde links und rechts ausgeworfen. Er aber senkte den Kopf und sprach keinen Laut, besah sich nichts und hatte an niemandem Freude. Als man ihn darob befragte, antwortete er: die alten Weiber von Bûsenġ (seiner Heimatstadt) sind ja nicht unter den Zuschauern“<sup>3</sup>. Ein Kaufmann stattet seinen Sohn aus in die Fremde mit Geld und mündlichen Lehren. Er warnt ihn besonders vor der Freigebigkeit. „Laß sie nur reden: Gott ist freigebig! Ja, aber seine Freigebigkeit gibt uns und nimmt ihm nichts weg, nützt uns und schadet ihm nichts. Das ist bei unsereinem nicht so.“ Den Sohn aber erfaßt in der Fremde die Liebe zur Wissenschaft; er gibt sein Geld für das Studium aus, „und als er von aller Habe losgeschält ist, kehrt er arm zum Vater zurück mit dem Koran und seinen Erklärungen und spricht: Vater, ich komme zu Dir mit der Herrschaft über diese Welt, mit der Macht über das Jenseits und mit dem ewigen Leben, mit dem Koran und seinen Er-

<sup>1</sup> Maqâmen, Beirut, S. 72.    <sup>2</sup> Rasâ'il, S. 174f.    <sup>3</sup> Rasâ'il, S. 370.



klärungen, ich komme zu Dir mit der Tradition und ihren Überlieferungen, mit der Jurisprudenz und ihren Pfiffen, der Scholastik und ihren Fächern, der Prosa und ihren Feinheiten, der Grammatik und ihren Abwandlungen, der Philosophie und ihren Prinzipien; so pflück Dir von der Wissenschaft Blumen und Gluten (naur wanûr), von den schönen Künsten Adliges und Schönes (hurr wahûr)! Da nahm der Vater den Sohn auf den Bazar, brachte ihn zum Wechsler und Leinenhändler, zum Spezierer, Bäcker und Metzger, kam schließlich mit ihm zum Gemüsehändler, verlangte einen Büschel Gemüse und sprach: Nimm als Zahlung die Erklärung irgend einer Sure, die Du willst. Der Händler wehrte ab und sprach: Wir verkaufen nur gegen gemünzte Münze, nicht gegen eine erklärte Sure. Da nahm der Vater in die Hand Staub, legte ihn auf den Kopf des Sohnes und sprach: Du Kind der Unglücklichen, mit Zentnern bist Du gegangen und mit Zeilen kommst Du heim, für die der Gemüsemann Dir keinen Büschel Gemüse verkauft!<sup>1</sup>“ Des Hamadânî Freude am Dramatischen stieß im Kreise des Sâhib zusammen mit einem ganz besonders lebhaften Interesse für die fahrenden Leute, ihre Streiche und ihre Sprache. Der Wesier selbst verstand das Rotwälsch (munâkât banî Sâsân) ausgezeichnet und unterhielt sich gern darin mit Abû Dulaf al-Chazraġî. Der hatte Indien und China bereist „im Dienste der Wissenschaften und der schönen Bildung; wir verdanken ihm wichtige Nachrichten über diese Länder, er suchte dem Sâhib Handschriften zusammen und lief wie ein Wechsel zur Besorgung seiner Geschäfte<sup>2</sup>.“ Er hatte aber nicht nur Auge und Ohr für die Exoten, auch für die untersten Bestandteile des eigenen Volkes, die dem Gebildeten meist fremder blieben als jene. Auch dieses Gebiet hat der Ġâhiz zuerst entdeckt und schon 150 Jahre früher eine kleine Liste ihrer Hantierungen nebst deren eigentümlichen Bezeichnungen angelegt<sup>3</sup>, die dann der Baihaqî zu Beginn des 4./10. Jahrhunderts etwas erweitert bringt<sup>4</sup>. Jetzt aber verfaßt Abû Dulaf ein langes Gedicht über diese Leute mit eingehenden Erklärungen, das die beiden Vorgänger weit hinter sich läßt<sup>5</sup>. Das Verdienst, ihn dazu angeregt zu haben, gebührt dem Ahnaf al-'Ukbarî, der selbst ein fahrender Mann war, auch rührend von seiner Heimatlosigkeit gesungen hat, doch als echter Dichter ein mehr oder weniger ledernes Wörterbuch des Rotwälsch

<sup>1</sup> Rasâ'il, S. 393 ff.    <sup>2</sup> Jatimah III, 174.    <sup>3</sup> Kitâb al-Buchalâ ed. van Vloten, S. 47 ff.    <sup>4</sup> Kit. al-mahâsin ed. Schwally, S. 624 ff.    <sup>5</sup> Jatimah III, 175 ff.



nicht zusammenschreiben konnte. Den Stoff dazu hat er aber dem Abû Dulaf geliefert<sup>1</sup>. In diesen Kreis tritt nun der Hamadâni mit seiner besonderen Anlage für die kurze, rhetorisch zugespitzte, dramatisch bewegte Erzählung. Die Frucht davon sind eine Reihe von Maqâmen, „Bettelaussprachen“, von denen eine, die Rusâfahmaqâme, auch eine Zusammenstellung rotwälscher Ausdrücke bietet, wie das Gedicht des Abû Dulaf<sup>2</sup>. Er selbst deutet den Einfluß dieses Letzteren auf sein Werk dadurch an, daß er die Verse der ersten Maqâmah den Gedichten des Abû Dulaf entnimmt<sup>3</sup>. Der Chwârezmî hat behauptet, außer diesen Maqâmen habe der Hamadâni nichts Gutes gemacht, was dieser ihm sehr übel nahm<sup>4</sup>. Leider wissen wir nicht, was dem Kritiker daran so besonderen Eindruck machte; für uns liegt der große Fortschritt in der Gruppierung der Auftritte um einen einzigen Mann, den Abulfath aus Alexandrien: damit sind die bunten Erzählungen auf ein Fundament gestellt, ein Anlauf zu einer größeren Form ist gemacht, es war nur noch ein Schritt zu einem Schelmenroman leichtester, feinsten, bis heute nirgends erreichter Art. Dieser Schritt ist leider nicht gemacht worden; nicht als ob die Kraft zur Zusammenfügung gefehlt hätte — das sieht man an den Volkserzählungen — aber die Maqâmen waren und blieben Literatur für Rhetoriker, denen an zusammenhängender Darstellung nichts lag. Sie hatten nur Sinn für die Rederaketen, die eine nach der anderen aus dem Dunkel der „Handlung“ aufschossen. Auch die Gedichte des Hamadâni sind gesammelt worden<sup>5</sup>; echte Gedichte des geborenen „Schriftstellers“, rhetorisch, vollständig unlyrisch, und oft viel zu kunst- und geistreich. Er „schlägt zum Sang der Nachtigallen mit seinen Tränen den Takt“<sup>6</sup>, macht grammatische Kunststückchen und schreibt sogar ein Gedicht ohne den Buchstaben w „und“, was der Sâhib nicht zustande gebracht hatte, obwohl er sonst alle anderen Buchstaben in je einem Gedichte auslassen konnte<sup>7</sup>.

<sup>1</sup> Jatimah III, 175. <sup>2</sup> Er rühmt sich (Ras. 390, 516), 400 solcher Bettelmaqâmen verfaßt zu haben, wovon keine der anderen im Sinne noch Ausdruck gleiche. Erhalten sind nur einige fünfzig; die Zahl 400 ist bei ihm überhaupt nicht genau zu nehmen. Ras., S. 74, behauptet er, einen Brief auf 400 Arten schreiben zu können. <sup>3</sup> Jatimah III, 176. Datiert sind die Maqâmen nicht. Nach al-Husri, 'Iqd I, 280 a. R., soll die Hamdâniyyah (Beirut, 150 ff.) im Jahre 385/995 diktiert worden sein. <sup>4</sup> Hamadâni Rasâ'il, S. 390. <sup>5</sup> Gedruckt zu Cairo 1321. Die Pariser Handschrift ist genauer und vollständiger. <sup>6</sup> Diwân, Paris, fol. 50. <sup>7</sup> Jatimah III, 223; Diwân, Paris, fol. 54 a.



Wie sehr der Hamadâni seinen Vorgänger ausgestochen hat, zeigt die Anthologie des Husrî (gest. 453/1061)<sup>1</sup>, die lange Stücke aus den Briefen des Hamadâni bringt, den Chwârezmî dagegen garnicht mehr erwähnt. Unter den Zeitgenossen des Husrî war Abul'alâ el-Ma'arrî (363—449/973—1057) der berühmteste Prosaist. „Alle Literaten Syriens, des Westens und Babyloniens bekunden einmütig, in diesem Jahrhundert sei keiner auf der gleichen Höhe gestanden, noch stehe er darauf,“ schreibt Nâsir Chosrau, der im Jahre 428/1037 durch Ma'arra kam. Besonders rühmt der Reisende eine Schrift des Abul'alâ, „in die er so beredte (fasîh) und wunderbare Ausdrücke niedergelegt hat, daß man nur einen Teil davon verstehen kann und bei ihm selber die Erklärung hören muß.“ Das war damals das Ideal eleganter Prosa. Die halbschercherischen Wortkunststücke hat Abul'alâ seinen Gedichten vorbehalten, aber auch in den Briefen sind die Reimsätzchen viel kürzer geworden als bei dem Hamadâni, die Vergleiche weiter hergeholt; das rhetorische Beiwerk überwuchert den Zweck des Briefes oft so, daß man Mühe hat, ihn herauszufinden. Manchmal wird ein Gleichnis ganz episch erweitert: „Ich klage über das Scheiden des Herrn wie eine Turteltaube, die den Edlen entzückt, die sich im dichten Laube verbirgt vor der Hitze des Sommers wie eine Sängerin hinter dem Vorhang, oder ein Vornehmer, den sein Portier vom Pöbel fernhält. Am Hals hat sie einen engen Ring, den die Sehnsucht fast zersprengt. Wenn sie könnte, würde sie ihn wegreißen vor Kummer über den Gefährten, der sie dem Heimweh überlassen hat, den einst Noah ausgesandt hat, und über den die Tauben noch trauern. Sie singt im Hofe allerlei Lieder, sie offenbart in den Zweigen die verborgene, keusche Sehnsucht“ usw. noch lange<sup>2</sup>, und dabei funkelt es von Wortwitzen und gelehrten Anspielungen, fast bei jeder Silbe klingen ihre Ober- und Untertöne mit. Diese Sehnsucht nach dem Adressaten ist das übliche Eingangsthema der Briefe. Hatte noch der Hamadâni verhältnismäßig einfach gesagt: „Ich brauche dich, wie der Leib das Leben, wie der Fisch den Fluß, wie das Land den Regen“<sup>4</sup>, so wird jetzt fast immer die Turteltaube am Schopf genommen, oder andere ungewöhnliche Bilder steigen auf: „Meine Sehnsucht nach allen, die ich in Bagdâd gekannt habe, ist wie der Wind, der nie erstarbt, und das persische Feuer, das nie erlöschet. Und ich habe

<sup>1</sup> Gedruckt am Rande der Kairener Ausgaben des 'Iqd. <sup>2</sup> ed. Schefer, S. 11. <sup>3</sup> Briefe, S. 47; ähnlich S. 52. <sup>4</sup> Rasâ'il, S. 8.



Euch nötig wie der Vers den Reim<sup>1</sup>.“ Oder: „Meine Sehnsucht nach meinem Herrn ist wie die Zeit, die nicht vergeht durch Jahr und Monat, und stets, wenn eine Stunde vorbei ist, folgt ihr eine andere<sup>2</sup>.“ „Ich erwarte Dich, wie der Kaufmann zu Mekkah die Karawane der Perser<sup>3</sup>.“ „Ich und die übrigen schicken Dir mit jedem Reiter der Straße, jedem blasendem Wind, jedem leuchtenden Blitz, jedem den Weg kreuzenden Gespenste einen Gruß<sup>4</sup>.“ Die Kunst der Schmeichelei wird mit grandioser Übertreibung geübt. Man überreicht einen Auszug aus einer berühmten Grammatik; er „wundert sich, wie man den Eufrat durch ein Nadelöhr fließen lassen konnte“ und sogleich der Beginn des ersten Briefes an einen in Aegypten Wohnenden lautet: „Wenn feiner Bildung Wohlgeruch entströmte, und aus Scharfsinn Blitze zuckten, so hätte uns trotz der großen Entfernung der Wohlgeruch Deiner Bildung eingehüllt, und hätte Dein Scharfsinn mit seinen Flammen uns die Nacht verscheucht. . . . . Dein Brief ist zu erhaben, als daß man ihn küssen oder gar in die Hand nehmen dürfte, nur seine Abschriften! Für uns ist er ein heiliges Buch . . . Den Stätten, da Du Deinen Aufenthalt nimmst, geht es wie den 28 Stationen, in denen der Mond weilt, sie sind nur durch ihn berühmt, und die Araber lassen von ihnen die freigebigen Wolken herkommen. . . . .“ Einem seinen Besuch Ankündigenden schildert er seinen Wohnort Ma'arras: „Er käme in diese Gegend so wie ein Geier, der zu den Königen und Großen der Vögel zählt, und dessen Gelenke nach Moschus dufteten, sich auf einem faulen Aas niederläßt. Denn man kann die Eigenschaften Ma'arras so zusammenfassen: es ist der Gegensatz zum Paradiese, von dem Gott sagt, es seien drin Bäche von Wasser, das nicht stinkend wird. Sein Name „Krätzig“ ist ein Wahrzeichen. Es hat kein laufendes Wasser, und keine seltenen Pflanzen werden drin gehegt. Kommt seinen Bewohnern ein Schlachtthier zu Gesicht, so dünkt es sie köstlich, als ob es mit Indigo gefärbt wäre, und man starrt es an, als sei es der Neumond, der die Fasten abschließt. Ja, es kommen Zeiten, da dort ein Geißböcklein so erhaben wirkt, wie der Steinbock am Firmament, und ein Schafbock wie das Sternbild des Widders. Zeiten, da der Arme früher aufsteht um Nahrung zu suchen, als ein Rabe, der zwei Junge hat, da einer, der neben einem Milchverkäufer steht, meint, er stehe neben dem Paradieshüter Ridwân und bitte ihn um das Wasser des Lebens“ usw.<sup>6</sup>

<sup>1</sup> Briefe, S. 45.    <sup>2</sup> S. 54.    <sup>3</sup> S. 36.    <sup>4</sup> S. 88.    <sup>5</sup> S. 7.    <sup>6</sup> S. 55.



Die große Kunst dieser Feuerwerker hat die Sprache un-  
gemein geschmeidig und bei aller Kürze kraftvoll gemacht; sie  
steht auch hinter allen denen, die nur möglichst knapp, unge-  
hemmt und lebendig ihre Gedanken sagen wollten. Der Meister  
dieser letzteren ist Abû Hajjân et-Tauhîdî (gest. 400/1009); er  
steht auf der Höhe der Kunst. Man sieht, er kennt und kann die  
Kniffe des blühenden Stils, die Manier klingt aber nur leise an; ein-  
fachere, wuchtigere und temperamentvollere Prosa ist später im  
Arabischen nicht mehr geschrieben worden. Aber die Mode und  
Ehre war bei den anderen; er hat die Einsamkeit des über den  
verschiedenen Pöbeln stehenden Künstlers getragen. „Ausnahme  
ist meine Lage, Ausnahme mein Wort, Ausnahme mein Glaube,  
Ausnahme meine Sitten, befreundet bin ich mit der Einsamkeit,  
bescheide mich mit dem Alleinsein, des Schweigens gewohnt, ver-  
traut mit der Trübsal trage ich Leid, an allen Menschen verzwei-  
felnd. Oft habe ich in der Moschee gebetet, ohne mich nach mei-  
nem Nachbarn umzusehen, und wenn ich es tat, war es ein Krämer,  
ein Kuttler, ein Baumwollhechler oder Metzger, der mich mit sei-  
nem Gestank betäubte<sup>1</sup>.“ Am Ende des Lebens hat er seine Bücher  
verbrannt, „da ich kein Kind noch Freund, keinen Schüler noch  
Meister habe und sie nicht Leuten überlassen wollte, die ihr Ge-  
schäft damit treiben und meine Ehre beschmutzen, wann sie  
hineinschauen. Wie sollte ich sie denen hinterlassen, unter denen  
ich 20 Jahre lang wohnte, ohne von einem Menschen Liebe oder  
Achtung zu erfahren, von denen ich vielmal zum Grasfressen in  
der Wüste gezwungen war, zu schändlicher Abhängigkeit von  
Gebildet und Ungebildet, und genötigt war, Glauben und Ritter-  
lichkeit zu verkaufen<sup>2</sup>.“ Sein „Buch von den zwei Wesieren“  
hat er so mit Bitterkeit und böser Kunst geladen, daß noch lange  
nachher der Glaube ging, es bringe seinem jeweiligen Besitzer  
Verderben.

Vom Ermatten des rein arabischen Geschmacks zeugt es  
endlich auch, daß vom 3./9. Jahrhundert an die behäbige Er-  
zählungskunst der anderen Völker einen großen Raum in dem  
arabischen Schrifttum einnahm<sup>3</sup>. Jüdische Legenden (isrâ'ilijât)

<sup>1</sup> Fis-sadâqah Constant. 1301, S. 5, geschrieben „als seine Sonne  
den oberen Rand der Mauer erreicht hatte“ (S. 199). <sup>2</sup> Jâq. Iršâd  
V, 387f. <sup>3</sup> Die Tradition weiß, für die schlagfertigste Gegenrede  
seien die Qoraisiten berühmt, dann die Araber überhaupt; der Nicht-  
araber könne erst nach Ueberlegung und Anstrengung antworten  
(Amâlî des Murtadâ I, 177).



und Seemären hatten bis jetzt diese Bedürfnisse bestritten; nun kamen Übersetzungen aus dem Indischen und Persischen dazu, als Hauptstück die „Tausend und eine Nacht“, oder wie sie damals noch mit dem persischen Titel genannt wurden „Tausend Märchen“ (hezâr afsân), obwohl sie nur aus nicht ganz 200 Erzählungen bestanden, die sich auf 1000 Nächte verteilten<sup>1</sup>. Die an die erregte und doch zierliche Kunstprosa Gewöhnten fanden ihre Weise „dürr und kalt“<sup>2</sup>; der große Virtuose Abul'alâ spricht sehr kühl von Kalilah und Dimnah<sup>3</sup>. Aber die neue, unarabische Mode war für das Fremde, jetzt auf einmal halten es selbst Gelehrte und angesehene Schriftsteller nicht unter ihrer Würde, schlicht prosaische Geschichtenbücher zu schreiben, nur um zu unterhalten. Der bekannte Schriftsteller Ibn 'Abdûs el-Gahsijârî versuchte eine Nachbildung der „Tausend und eine Nacht“, starb aber über der 480. Nacht — bezeichnend ist, daß er auf die uns ganz besonders reizende Rahmenerzählung kein Gewicht legte, sondern in jeder Nacht eine abgeschlossene Erzählung brachte. Auf denselben Schaft gehören die Unterhaltungsbücher des Qâdî et-Tanûchî (gest. 384/994), und endlich schrieb der bedeutendste Historiker des Jahrhunderts Miskawaihi (gest. 420/1029), das Buch „Gesellschaft des Einsamen (uns el-farîd), das schönste Buch, das über kurze Geschichten und feine Anekdoten verfaßt worden ist“<sup>4</sup>. Das sind ganz andere Sammlungen als die älteren des Ibn Qotaibah und des 'Iqd; in ihnen steht zum ersten Male der Stil der muhammedanischen, d. h. nicht reinarabischen Erzählungskunst fertig da. Nebenher segelte eine ganze Flotte anonymer Volksbücher, Rittergeschichten, wie die von 'Urwah ibn 'Abdallâh und Abû 'Omar dem Hinkenden, Witz und Anekdotenbücher wie die von Ghîhâ, dem beduinischen Eulenspiegel, und von Ibn Mamîlî, dem berühmten Sänger, komische Bücher vom „Liebhaber der Kuh“, von „Katze und Maus“ (as-Sûlî Aurâq, S. 9), vom Vogel-dreck, von der Wohlriechenden, und dann eine Menge Liebesgeschichten, vor allem die Romane der berühmten Dichter, die Ge-

<sup>1</sup> Ob die Sindbädgeschichten schon darin standen? Sie existieren auch selbständig, in längerer und kürzerer Fassung, in man weiß noch, daß sie aus Indien kamen (Mas. IV, 90; Fihrist, S. 305). Der Sûlî am Anfange des 4./10. Jahrhunderts (Aurâq, Paris, 4836, S. 9) wie der Dichter Ibn el-Hagğâğ (gest. 391/1000), Gotha, fol. 11 a, nennen sie als besonders beliebte Erzählungen. Ein indischer Arzt Sindbâd soll sie verfaßt haben; ihr Inhalt war: Das Buch der sieben Wesiere, der Lehrer und der Knabe, die Frau des Königs (Mas. I, 162). <sup>2</sup> Fihrist, S. 304.

<sup>3</sup> Rasâ'il ed. Margoliouth, S. 120. <sup>4</sup> Ibn al-Kiftî, S. 331 f.



schichten kluger und leidenschaftlicher Frauen; einen großen Raum nehmen die Liebesgeschichten zwischen Menschen und Dämonen ein<sup>1</sup>. Der Geschichtsschreiber Hamzah von Isfahân spricht um 350/961 von etwa 70 zu seiner Zeit vielgelesenen Unterhaltungsbüchern<sup>2</sup>. Darunter triefen die Lieblingsgeschichten der eleganten Welt von tränenseliger Sentimentalität; man schwärmte für den Stamm 'Udrah, der „stirbt, wenn er liebt“, und für die bleichen, abgezehrten Romanhelden, denen „vor Sehnsucht die Gebeine vergingen“<sup>3</sup>. Und dabei ist die arabische Prosa bis heute geblieben.

## 2. Die Dichtkunst.

Die Heimat der neuen Dichtkunst waren die großen Städte Babyloniens; als ihr Stammvater gilt Baššâr ibn Burd aus Basrah (gest. 168/784)<sup>4</sup>. Er war der Sohn eines Erdarbeiters (tadjân), blindgeboren, groß und so breit gebaut, daß ihn die Zuhörer auslachten, als er in einem Liebeslied von seinem abgehärmten Körper sang, den die Winde umblasen könnten<sup>5</sup>. Bevor er etwas her sagte, klatschte er in die Hände, räusperte sich, spukte rechts und links aus, dann fing er an<sup>6</sup>. „Damals sang in Basrah jeder ver liebte Bursche und jedes liebende Mädchen die Lieder Baššârs, jedes Klageweib und jede Sängerin machte Geld damit, jeder Angesehene scheute ihn und fürchtete die Krätze seiner Zunge<sup>7</sup>.“ Er zog aber auch nach Bagdâd und trug dem Chalifen al-Mahdî Qasiden vor; 12 000 Gesänge dieser klassischen Dichtart soll er

<sup>1</sup> Fihrist, S. 303—313. <sup>2</sup> Annales ed. Gottwald, S. 41. <sup>3</sup> Muwaššâ, S. 42ff. <sup>4</sup> Der Marzubânî (gest. 378) schrieb eine große Geschichte der modernen Dichter, deren erster Baššâr ibn Burd war, der letzte Ibn al-Mu'tazz (Fihrist, S. 132), Ibn Challâd singt „Die Modernen, welche Baššâr anführt“ (Jatimah III, 235). Er hieß „der Vater der Modernen“ (Hamzah el-isfahânî im Diwân des Abû Nuwâs, S. 10; al-Husri, 'Iqd II a. R., S. 21). <sup>5</sup> Ag. III, 22. 65. „hingelagert wie ein Büffel“ fand ihn einer in seinem Hausgang. Dasselbst, S. 56. <sup>6</sup> Ag. III, 22. Auch der Dichter Buhturî benahm sich „widerwärtig beim Hersagen, ging hin und her, vorwärts und zurück, schüttelte Kopf und Schultern, zeigte mit dem Arm, rief: Schön bei Gott, ging auf die Zuhörer los und rief: Warum ruft ihr nicht Beifall?“ (Jâq. Iršâd VI, 404). In der Provinz gab es noch im 4./10. Jahrhundert Dichter, welche die „Verrücktheit“ des Dichters auch äußerlich zur Schau trugen wie in früheren Zeiten. Bei Mosul trat einer auf „das Gesicht mit roter Erde beschmiert, angetan mit einem roten Filzmantel, roter Kopfbinde, in der Hand einen roten Stab, an den Füßen rote Schuhe“ (Šâbuštî, Kit. ed-dijârât, Berlin, fol. 86b). <sup>7</sup> Ag. III, 26.



verfaßt haben<sup>1</sup>. Wie nur irgend ein alter Dichter sang er das reinste Arabisch, trug den bei Basrah zeltenden Beduinen vom Stamme Qais 'Ailân seine Gedichte vor<sup>2</sup> und war so in den dunkelsten Winkeln seiner Sprache zu Hause, daß die Philologen ihn als Autorität zitierten. Das alles ist alter Stil. Weder neue Formen haben die Leute gefunden, auch kaum neue Stoffe entdeckt, wenn sie noch so sehr statt der Haideblumen die der Gärten einführten<sup>3</sup>, wenn sie statt der Wildesel die Ziegen besangen wie der Qâsim, der Bruder des berühmten Kâtibs Ibn Jûsuf<sup>4</sup>, oder Hauskatzen wie Ibn al-'Allâf (gest. 318/930)<sup>5</sup>. Neu aber war eines: die „Geistreichigkeit“<sup>6</sup>, das Abfallsprodukt der Kultur, die in die arabische Dichtung einzieht, als der Mischmasch der großen Städte die Führung übernimmt. Es ging wie in der Prosa: der Reiz des Interessanten und Amüsanten tötete den Sinn für den alten Barden- gesang. Dort ist der Begründer des neuen Stils Gâhiz gelobt worden, weil er zwischen Ernst und Scherz abwechselte; auch an Baššâr, dem Vater der modernen Dichtung, gefiel dem Philologen Abû Zaid vor allem, daß er Ernst und Scherz meistere, während sein altmodischer Rivale nur zu einem von beiden taugt<sup>7</sup>. Ebenso hatte der Asma'î an der Vielseitigkeit Baššâr's seine Freude<sup>8</sup>, wogegen der für das Alte schwärmende Ishâq al-Mausilî wenig von ihm hielt; er warf ihm zu große Ungleichheit vor, Erhabenes und Unechtes gebe es nebeneinander. Er habe einmal die Knochen der Sulaimâ Zuckerrohre genannt, und wenn man eine Zwiebel an

<sup>1</sup> Er wurde über 60 oder 70 Jahre alt und hatte das Unglück, alle seine Freunde vorher zu verlieren. „Es blieben nur die Leute übrig, die nicht wußten, was Sprache ist.“ Wegen eines bösen Spottverses ließ ihn der Chalife zutotprügeln und in den Tigris werfen. Die Leiche wurde aufgefischt, aber der Bahre folgte nur seine schwarze Sklavin ans Grab, die schrie: Wâ Sajjidâ! Wâ Sajjidâ! „O der Herr! o der Herr!“ (Ag. III, 72). <sup>2</sup> Ag. III, 52. <sup>3</sup> Ibn Rašîq, 'Umdah, S. 150. <sup>4</sup> Ag. XX, 56. <sup>5</sup> Damîrî II, 321. Das berühmte Gedicht ist ein langes Trauerlied auf eine Katze; es ist bezeichnend, daß man so gleich fabelte, es sei eigentlich ein Trauerlied auf den königlichen Freund und Dichter, den getöteten Ibn al-Mu'tazz, das er aus Furcht so umgedichtet habe. Andere wollten wissen, ein Sklave des Dichters habe eine Sklavin des Wesiers geliebt, der dann beide getötet habe. Unter der zum Taubenturm schleichenden Katze sei der verliebte Sklave zu verstehen (Abulfidâ Annales, Jahr 318). Ibn al-'Amîd schrieb später auch ein Katzensgedicht, worin er mit dem 'Allâf wetteiferte (Jatimah III, S. 23). <sup>6</sup> Das Wort geistreich (tajib) kommt jetzt auf und ist ein Lieblingswort des Gâhiz; s. van Vloten: Livre des Avars, S. III. <sup>7</sup> Ag. III, 25. <sup>8</sup> Ag. III, 24.



sie halte, so müsse deren Geruch vor dem Moschusdufte weichen<sup>1</sup>. Die Geistreichigkeit war für den alten Sänger das Unechte, sie griff aber um sich; das Schlagwort des 3./9. Jahrhunderts — soweit es sich mit Dichtung abgab — war „originell“ (badī'), nur ja anders als die andern<sup>2</sup>. Einer der Hauptdichter, Ibn al-Mu'tazz (gest. 296/909), hat über diesen Begriff sogar ein Buch geschrieben. Wie in aller „geistreichen“ Poesie trat das Gedankliche stark in den Vordergrund; man verlangte Bedeutsamkeit, allerhand Beziehungen des Verses und des Bildes. Daher die Gedanken (ma'ānī), „welche Baššār ibn Burd und seine Leute neu herzubrachten, und die in das Gemüt keines heidnischen oder islamischen Dichters gekommen waren<sup>3</sup>.“ Und er war groß darin, „weil er nicht annahm, was ihm Natur und Talent angaben, sondern die Wurzeln der Gedanken, die Fundgruben der Wahrheiten und die Köstlichkeiten der Vergleiche suchte und mit starkem Geiste auf sie los ging<sup>4</sup>.“ Als besonders modern galten die Verse von seiner, des Blinden, Liebe zu der Stimme einer der mit ihm plaudernden Frauen:

„Ihr Leute, mein Ohr liebt eine aus dem Stamme,  
und oft liebt das Ohr vor dem Auge.

Man sagt: Du faselst ja von Jemandem, den Du nicht siehst.  
Ich sprach zu ihnen:

Das Ohr sagt dem Herzen so gut wie das Auge,  
was da ist.“

An einer anderen Stelle hat er dann das vereinfacht und gesteigert:

„Wie faselst Du und hast sie nie gesehen?

Ich sprach zu ihnen: Das Herz sieht, was das Auge nicht sieht<sup>5</sup>.“

Für gewöhnlich hatte man von Rosenwangen geredet, jetzt entzückt einer seine Zuhörer damit, daß er umgekehrt die Rose „aneinander geschmiegteten Wangen“ vergleicht<sup>6</sup>. Höchstes Lob erntet der „sinnreiche“ Vers des Ibn al-Rûmî — d. h. Sohn des Griechen — (gest. 280/893) auf einen, der sich das Haar schneiden läßt: „Sein Gesicht wächst auf Kosten seines Kopfes wie im Sommer der Tag auf Kosten der Nacht“, wobei Nacht und Tag

<sup>1</sup> Ag. III, 28. <sup>2</sup> Etymologisch verwandt mit den Worten für „allein sein“ und „anfangen“. <sup>3</sup> Umdah des Ibn Rašîq, Cairo, II, 185. <sup>4</sup> Umdah, a. a. O. <sup>5</sup> Umdah, S. 188. Eine dritte Variante Ag. III, 67. Das volksliedmäßige Schema: „Sie sagten — ich sagte“ hat 'Omar ibn abî Rebi'ah ausgebildet. <sup>6</sup> eš-Šābuštî, Handschrift, Berlin, fol. 5 b.



auf die Farbe des schwarzen Haares und der hellen Kopfhaut anspielen<sup>1</sup>. Dieser Ibn al-Rûmî war so radikal, daß er den Baššâr für den größten Dichter aller Zeiten erklärte<sup>2</sup>, wovon allen Literaturphilologen seiner Zeit wohl die Haare zuberger standen. Dagegen hat ihn selbst 200 Jahre später der Aesthetiker Ibn Rašîq (gest. 463/1071) als den bedeutendsten der modernen Dichter ausgerufen: „er machte schön was er wollte“, heißt es gerade mit Bezug auf den angeführten Vers<sup>3</sup>. Bei begabten Dichtern wurde das natürliche Streben nach eigenem Sehen und eigener Sprache durch diese Mode kräftig gefördert; sie durften sich niemals gehen lassen, niemals mit bequemen Klischees weitertrödeln. Ihr verdanken wir süße Zärtlichkeiten ohne Zucker, wie das Klagegedichtchen des Ibn Baššâr um sein Töchterlein:

„O Tochter dessen, der keine Tochter gewünscht hatte.  
Du warst erst fünf oder sechs,  
Als du ausruhtest vom Atemholen,  
Und mein Herz vor Sehnsucht zersprang.  
Du wärest besser gewesen als ein Knabe,  
Der morgens trinkt und abends hurt<sup>4</sup>.“

Vom Abschied nehmenden Mädchen:

„Da würgte sie ein Weinen, und ihre Tränen waren auf  
ihrer Wange weiß, an ihrem Halse gelb<sup>5</sup>.“

Oder kräftige, an unser Volkslied gemahnende Bilder, wie bei Abu Nuwâs (gest. um 195/810)<sup>6</sup>:

„Die Liebe spielte mit meinem Herzen wie die Katze mit  
der Maus<sup>7</sup>.“

Oder erhabene bei Ibn al-Mu'tazz (gest. 296/909):

„Ein Donnerrollen in der Ferne, als rede ein Emîr oben von  
dem Berge zu dem Volke<sup>8</sup>.“

Und:

„Ich habe meine Seele ins Gottvertrauen eingesteckt, und sie  
ruht darin, wie man eine Klinge in die Scheide steckt<sup>9</sup>.“

<sup>1</sup> 'Umdah des Ibn Rašîq, II, 187f. <sup>2</sup> Hamzah el-istahâni im Dîwân des Abû Nuwâs. <sup>3</sup> 'Umdah, S. 188, 194. <sup>4</sup> Ag. III, S. 63. <sup>5</sup> Helbet el-Kumait, S. 191. <sup>6</sup> Er war auch in Basrah aufgewachsen und hatte sich den Baššâr zum Muster genommen (Hamzah al-istahâni im Dîwân des Abû Nuwâs, Cairo 1898, S.10). Der Ġâhiz (gest. 255/869) soll ihn für den bedeutendsten modernen Dichter nach dem Baššâr gehalten haben, ebenso der Dichter al-Rûmî. (Vorrede zum Kairener Druck des Dîwâns des Abû Nuwâs, S. 9f.) <sup>7</sup> Dîwân, Handschrift Wien, fol. 167b. <sup>8</sup> Dîwân, Cairo, I, 15. Die einfache Redensart: „Es stand unter ihnen auf der Donner wie der Prediger“, auch Abû Temmâm, Dîwân, S. 370. <sup>9</sup> Ibn al-Mu'tazz I, S. 16.



Oder in einem Frühlingslied, das beginnt:

„Sieh, der Lenz kommt heran, wie für die Buhlen geschmückte Weiber,“

den Vers:

„Der Schröpfkopf der gelben Trüffel zeigt sich, und in allem Lande ist ein Fest des Lebens<sup>1</sup>.“

Oder:

„Er besuchte mich in schwarzgesäumter Dunkelheit, als die Plejaden wie eine Traube am Westen hingen<sup>2</sup>.“

Oder:

„Wider Willen mußte ich bleiben, wie ein Impotenter, den ein altes Weib umhalst<sup>3</sup>.“

Oft wurden aber selbst diese Großen allzu originell. So Abû Nuwâs auf ein verlassenes Mädchen:

„Und eine Zähre schmückte sie. Und aus ihren Tränen wurde über ihrer Wange eine Wange und an ihrem Hals ein Hals<sup>4</sup>.“

Oder:

„Der Neumond ist wie eine Sichel, von Silber getrieben, die die Narzissen, die Blumen der Finsternis, mäht<sup>5</sup>.“

Der Regenbogen:

„Die Hände der Wolken haben graue Schleier auf die Erde ausgebreitet,

Und der Regenbogen bestickt sie mit Gelb, Rot, Grün und Weiß.

Er gleicht der Schleppe einer Schönen, die in farbigen Mänteln einherkommt, von denen je einer kürzer ist als der andere<sup>6</sup>.“

Dieses Suchen nach dem Ungewöhnlichen, Geistreichen geht durch die ganze Dichtung des 4./10. Jahrhunderts. Es hat alle Sinne mächtig angespornt, aus den Stoffen ihre entlegensten Geheimnisse herauszuholen und ihnen die seltsamsten Besonderheiten abzusehen. Man merkt vor allem, daß die Dichtung die Rolle der bildenden Kunst mitübernehmen mußte; Vieles ist einfach verhaltene, zum Worte gezwungene Malerei. Eine ungeheure Augenlust regt sich, ein Bedürfnis künstlerisch zu sehen und sich durch Darstellung darüber klar zu werden. Das hatten

<sup>1</sup> Ibn al-Mu'tazz II, 34. <sup>2</sup> Derselbe II, 110. <sup>3</sup> Derselbe, II, 122. <sup>4</sup> Dîwân, Cairo, S. 8. <sup>5</sup> Ibn al-Mu'tazz, Dîwân II, S. 122. <sup>6</sup> Ibn al-Rûmî bei Ibn Rašîq, 'Umdah II, S. 184.



die echten Araber nicht gekannt, aber die von ihnen stammende Mode gab auch den ganz anders gearteten Völkern statt des Pinsels das Schreibrohr in die Hand. Und da diese jetzt die Wortführer wurden, schwollen die Beschreibungen (sifât) so mächtig an, welche Dichtgattung Abû Temmâm im 7. Kapitel seiner Anthologie der älteren Dichter noch mit wenigen Zeilen abtut. Besonders die Landschaft war von den altarabischen Dichtern stets kurz behandelt worden; ihre Stelle hatte sie von jeher im Trinklied gefunden, zuerst nur in der Schilderung des trüben, regnerischen Wetters, bei dem man gerne zu trinken pflegte. Auch dafür fanden die Späteren die subtilsten Vergleiche; Ibn al-Rûmî:

„Der bewölkte Himmel war wie schwärzlichste Seide,  
die Erde wie der grünste Damast<sup>1</sup>.“

Und der Wesier al-Muhallabî singt gar:

„Der Himmel glich einem dunklen Hengst.“

Die ältere Zeit hatte mit Vorliebe in der Nacht gezechet oder im frühesten Morgengrauen, „wenn der Hahn rief: Her zum Morgen-trunk<sup>2</sup>“. An den paar Stellen, da die Trinklieder des Abû Nuwâs überhaupt Staffage geben, steht immer:

„Der Morgen hat die Vorhänge der Finsternis zerrissen“  
oder ähnliches<sup>3</sup>. Auch fast ein Jahrhundert später bringt Ibn al-Mu'tazz meistens Variationen über das Thema:

„Steh auf Zechgenosse, wir wollen im Schwarzen den Morgen-trunk nehmen, fast kommt der Morgen hervor,

Oder ist schon da,

Und ich sehe die Plejaden am Himmel, weiß, wie ein nackter  
Fuß aus Trauerkleidern hervortritt<sup>4</sup>.“

Und:

„Über dem jungen Mond war der ganze Kreis sichtbar ge-  
worden; er glich jetzt dem Schädel eines Negers mit  
greisem Bart<sup>5</sup>.“

Aber gerade zu Ibn al-Mu'tazz Zeit kam man von dieser merkwürdigen Zechstunde ab; er verhöhnt ihre Stimmungslosig-

<sup>1</sup> Jatimah II, 21. <sup>2</sup> Ibn al-Mu'tazz, II, S. 36. <sup>3</sup> Diwân, S. 349. Ein schüchternen Anfang sind die beiden ersten Verse des Liedes: „Die Zeit ist gut, die Bäume grün, der Winter ist vergangen, der März ist gekommen.“ Die vom grünen Garten und vom Vogelsang reden, passen nicht zu den folgenden und sind späteren Ursprungs. Auch die Blumenschlacht, die Mas. VIII, 407 dem Abû Nuwâs zuschreibt, fehlt im Diwân und entstammt späterer Zeit. <sup>4</sup> Diwân II, S. 37. <sup>5</sup> Ibn al-Mu'tazz II, 110.



keit: „Wenn Kälte im Winde schauert, der Speichel auf den Zähnen erstarrt, der Diener flucht, die Geschäfte und Sorgen kommen<sup>1</sup>.“ Bei ihm beginnt das Naturgefühl des Trinkliedes anspruchsvoller zu werden, fängt der Zecher an, auch den grünen Garten, die Bäume, die Rosen, Narzissen, die Singvögel und im Frühling das „Fest des Lebens“ mitzuzenießen<sup>2</sup>. Und in der ersten Hälfte des 4./10. Jahrhunderts haben zwei syrische Dichter, zwei Freunde, den Sang vom Garten und seinen bunten, leichten Reizen ausgebildet und auf seine höchste Höhe gehoben.

Muhammed ibn Ahmed<sup>3</sup> Abübekr, in Antiochia geboren, war Bibliothekar Saifeddaulahs<sup>4</sup>. Sein Beinamen es-Sanaubarî deutet entweder darauf, daß er oder sein Vater Pinienholzhändler war<sup>5</sup>, heißt aber auch „der Kegel“<sup>6</sup> und könnte so ein auf die Gestalt zielender Spitzname sein. Der zweite Beiname al-Sînî, der Chinese, braucht nicht zu meinen, daß er selbst in China war; in Kûfah hieß so z. B. ein Kaufmann, der mit China Handel trieb<sup>7</sup>. Er starb im Jahre 334/945<sup>8</sup>, mindestens 50 Jahre alt<sup>9</sup>. Von seinem Leben wissen wir sonst nur, daß er mit dem Dichter Kuşâğim befreundet und für diesen „ein Strom des Wohltuns ohne Ufer“ war<sup>10</sup>, daß Kuşâğim um die Hand einer Tochter bei ihm anhielt<sup>11</sup> und ihn beim Tode einer unverheirateten Tochter trösten mußte<sup>12</sup>. Er hat hauptsächlich Aleppo und Raqqah, die beiden Residenzen Saifeddaulahs, besungen, doch hat er auch in Edessa gewohnt, wo er bei einem Buchhändler einen Kreis syrischer, ägyptischer und babylonischer Literaten zu treffen pflegte<sup>13</sup>. In Aleppo besaß er einen Garten mit Lusthaus, mit Pflanzen und Bäumen, mit Blumen und Pommeranzen<sup>14</sup>; hieß auch danach al-Halebî. Zu jung für die Agânî, zu alt für die Jatîmah ist sein Dîwân, den einst der Sûlî alphabetisch auf 200 Blättern gesammelt hatte<sup>15</sup>, in kleine Fetzen zerrissen und nirgends in einer noch so kleinen Aus-

<sup>1</sup> Dîwân II, 110ff. <sup>2</sup> Dîwân II, 34, 51, 110. <sup>3</sup> So nach Fihrist, S. 168. Nach Abulmahâsin II, 312: Ahmed ibn Muhammed ibn al-Hasan al-Dabbî. Nach Jâq. II, 311: Muh. ibn al-Hasan b. Marrâr. Nach al-Kutubî I, 61: Ahmed ibn Muhammed. <sup>4</sup> Gurûlî Matâlî el-budûr II, S. 176. <sup>5</sup> Bei Hisn et-Tînât am Meere nahe Alexandrette wurde viel Pinienholz geschlagen und nach Syrien und Ägypten verschifft (Ibn Hauqal S. 221). Ebenso zog sich südlich Beiruts dem Libanon entlang ein Pinienhain „12 Meilen im Quadrat“ (Edrisî ed. Brandel, S. 23). <sup>6</sup> Mafâtih el-'ulûm ed. van Vloten, S. 207. <sup>7</sup> Jâq. III, 444. <sup>8</sup> Abulmahâsin II, 312. <sup>9</sup> Jâq. II, 664. <sup>10</sup> Dîwân des Kuşâğim (Beirut 1213), S. 116. <sup>11</sup> Dîwân, S. 74f. <sup>12</sup> Dîwân, S. 71f. <sup>13</sup> Jâq. Irşâd II, 23. <sup>14</sup> Dîwân des Kuşâğim, S. 74. <sup>15</sup> Fihrist, S. 168.



wahl dargestellt. Seine Reste müssen aus allen Ecken zusammengekehrt werden. Auf ein Beet blutroter Anemonen, eingefaßt von blaßroten Rosen:

„Rosen stehen um Anemonen herum in deinem herrlichen Garten,

Wie wenn Menschengesichter ringsum auf eine Feuersbrunst starrten<sup>1</sup>.“

Und:

„Wenn die roten Anemonen auf und niederwehen,  
Gleichen sie hyazinthenen Fahnen an Schäften von Smaragd<sup>2</sup>.“

Frühling im Garten:

„Auf Gazelle und schau! die Beete haben ihre Wunder offenbart,

Ihr schönes Angesicht war verhüllt, jetzt hat der Frühling den Schleier zurückgeschlagen.

Rosen wie Wangen gibt's und Narzissen wie Augen, die den Geliebten schauen,

Anemonen wie rote Seidenmäntel mit schwarzer Schrift,  
Zypressen wie bis ans Knie aufgeschürzte Sängerrinnen,

Eine scheint im Windeswehen ein schlankes Mädchen, das um Mitternacht mit seinen Gefährtinnen spielt.

Den Bach haben leise Winde erzittern gemacht und ihm Blätter mitgegeben.

Wenn ich die Macht hätte, die Gärten zu verwahren, dann sollte kein Gemeiner ihren Boden betreten<sup>3</sup>.“

Als Blumenkönigin galt ihm die Narzisse, „Lider von Kampfer, die Augen von Safran umsäumen<sup>4</sup>“, die Hauptblume Syriens, die oft seine Wiesen ganz weiß erscheinen läßt<sup>5</sup>. Auch eine Blumenschlacht hat er besungen, in der die Rose, die „selbstgefällig lächelnde“ Lilie, die Anemone, „auf deren Wange es wie Spur von Schlägen liegt“, das Veilchen „im Trauerkleide“ und die Nelke als Heerrufer „in wallenden Panzern unter einem Schleier aufgewirbelten Staubes“ gegen die Narzisse anrücken, bis der für seine Liebliche besorgte Dichter alle friedlich in einem Saale vereint, „in dem die Vögel und Saiten singen“<sup>6</sup>. Der Buhturî hatte

<sup>1</sup> Šabuštî, Handschrift, Berlin, fol. 96 b. <sup>2</sup> Chafâğî, Raihânat el-alibba, S. 256. <sup>3</sup> el-Kutubî I, 61 und Tha'âlîbî, Kit. man gâba, S. 25. <sup>4</sup> el-Kutubî Fawât el-wafajât (Kairo 1299) I, 61. <sup>5</sup> Nâsir Chosrau ed. Schefer, Uebersetzung, S. 39; dann erinnert Schefer an die Narzisseninsel des syrischen Tripolis. <sup>6</sup> el-Kutubî, a. a. O.; Mas. VIII, 407 ff. wird eine Blumenschlacht, in der sich



im vorigen Jahrhundert schon einen See im Chalifenpalast besungen, in den sich

„Die Sendboten des Wassers ergießen, schnell wie Rosse dem Seil des Startes entspringen.

Weißes Silber scheint von den eilenden Hufen zu fließen, und der Wind schafft ihm Kreise wie glatte Panzerringe.

Wenn nachts die Sterne drin erscheinen, könnte man ihn für den Himmel halten, und die Fische schwimmen drin wie die Vögel in der Luft<sup>1</sup>.“

Jetzt nimmt der Sanaubari für die Gartenanlagen Aleppos den kühnen Vergleich auf:

„Seine Teiche sind klare Luft, nur fliegen statt der Vögel Fische darin,“

aber als Gartendichter fügt er hinzu:

„Und die Blumen stehen wie die Sterne, bald gesondert, bald in Gruppen<sup>2</sup>.“

Dieser erste Landschaftsdichter der arabischen Literatur ist gleich ein entzückter Liebhaber des Himmels, der Luft und des Lichtes, mit dem Auge für ihre leisen Geheimnisse.

Frühlingslied:

„Wenn es im Sommer Früchte und Obst gibt, dann glüht die Erde, und die Luft leuchtet wie Licht.

Wenn im Herbst die Palmbäume abgepflückt werden, ist die Erde nackt und die Luft fest,

Und wenn im Winter der Regen endlos rinnt, ist die Erde belagert und die Luft gefangen.

Die Zeit ist nur der strahlende Frühling, er bringt die Blumen und das Licht.

Dann ist die Erde ein Hyazinth, die Luft eine Perle, die Pflanzen Türkis und das Wasser Kristall.“

Er hat zuerst Schneelieder (thalğijjât) gesungen:

„Vergolde (mit Wein) deinen Becher, Knabe, denn es ist ein silberner Tag.

die roten Blumen (Rose, Granat- und Apfelblüte) den gelben (Narzissen, Kamille und Zitrus) gegenüberstellen, dem Abû Nuwâs zugeschrieben. Das kann aus inneren Gründen nicht richtig sein; das Lied fehlt auch im Diwân Beirût. Von dem Sanaubari kann es auch nicht stammen, da der babylonische Weinort Baturungâ darin eine Rolle spielt, und die Rose gegenüber der Narzisse bevorzugt wird. <sup>1</sup> Diwân I, S. 17. <sup>2</sup> al-Husri, 'Iqd. I a. R., S. 183.



Weißverschleiert ist die Luft und steht im Perlenschmuck zur Brautschau.

Hältst du das für Schnee? Nein, es ist eine Rose, die auf den Zweigen zittert.

Farbig ist die Rose des Frühlings, im Dezember ist sie weiß<sup>1</sup>.“ Der Sanaubarî hat starke Spuren in der arabischen Literatur hinterlassen. Da ist zuerst sein Landsmann Kušâğim<sup>2</sup>, der mit ihm verbunden war „wie Wasser mit Wein, geschworene Freunde im Glück und Unglück, nüchtern und trunken der Freude ergeben, am Himmel der schönen Künste zu schauen wie Sonne und Mond, wie die Musik Laute und Flöte verbindet<sup>3</sup>.“ Auch sein Sang wandelt auf dem Pfade der Augenlust, den sein bedeutenderer Freund eingeschlagen hatte:

„Sie kam heran in blauem Gewande, jenes Blau, das ‚rinnen- des Wasser‘ heißt.

Sie ist ein Vollmond, und der leuchtet am schönsten in der Farbe des Himmels<sup>4</sup>.“

Ein Mädchen im violetten Trauergewande heißt „eine Rose in einem Veilchen“, und von einem trauernden Knaben sagt er:

„Er zerkratzte seine Wange, bis er ihre Rose in Veilchen hüllte<sup>5</sup>!“

Er besingt den Quwaiq, den Fluß Aleppos, in seinen Smaragd- matten, der durch rote Anemonen und Lilien „wie einer aufgelösten Perlenschnur entfallen“ fließt, in dem es „aufblitzt, als würden indische Klängen bald entblößt, bald in die Scheide gesteckt“, dessen „Lotos einer Ampel gleicht, die bald leuchtet, bald vom Wind gelöscht wird<sup>6</sup>.“

„Wenn in Ägypten der Nil kommt und schwillt, die Schleusen zerbricht

Und rings die Dörfer umgibt, so gleicht er einem Himmel, dessen Sterne Bauernhöfe sind<sup>7</sup>.“

Er hat auch Schneelieder gemacht, in dem, das beginnt:

„Schneit es oder wird Silber gegossen?“

erklimmt er die Geschmacklosigkeit zu sagen:

„Das Land ist weiß, als ob es überall mit weißen Zähnen lache<sup>8</sup>.“

<sup>1</sup> Tha'âlibî Nathr en-nazm (Damascus 1300), S. 137. <sup>2</sup> Er war Kâtib, dazu Astrolog und Küchenmeister des Saifeddaulah (Diwân, dazu Jatimah IV, 157). <sup>3</sup> Diwân des Kušâğim (Beirut 1313), S. 74. <sup>4</sup> Diwân, S. 6. <sup>5</sup> Diwân, S. 21, 22. <sup>6</sup> Diwân, S. 48 f. <sup>7</sup> Šabuštî Kit. ad-dijârât, Berlin, fol. 115a. <sup>8</sup> Diwân, S. 140.



Auch er hatte seine großen Bewunderer, von denen einer sang:

„Weh dem Unglücklichen, wenn er nicht genesen kann an einem Becher Weins, den Briefen des Sâbi und den Liedern des Kušâğim<sup>1</sup>.“

In Mosul war Kušâğim in der Mitte des 4./10. Jahrhunderts „die Blume der Gebildeten“; die Dichter dieser Stadt, die Gebrüder Châlidî und der Sarî, so grimmig sie sich auch sonst beföhden, in den Spuren des syrischen Meisters wandelten sie einträchtig, so daß nicht nur sie einander ihre Lieder stahlen, sondern der Sarî die besten Gedichte seiner Gegner in das Liederbuch des Kušâğim einfügte, „so daß er fürs Abschreiben mehr verlangen und zugleich die Châlidîs ärgern konnte<sup>2</sup>.“ In Mosul saßen einmal die Dichter beisammen, als es zu hageln begann, daß die Körner den Boden bedeckten. Da warf der Châlidî eine Pommeranze darauf und bat das Bild zu beschreiben. Der Sulamî (gest. 394/1004) begann sofort zu deklamieren: der Châlidî habe „eine Wange auf Zähne gelegt“<sup>3</sup>. Ein Châlidî besang das Morgengrauen:

„Wie Lilien in Veilchenauen stehen die Sterne an ihrem Firmament.

Die Ğauzâ schwankt im Dunkel wie ein Trunkener,  
Sie hat sich mit einer leichten, weißen Wolke verschleiert,  
hinter der sie bald lockt, bald sich schämt.

So haucht eine Schöne aus tiefer Brust auf den Spiegel,  
wenn sie vollkommen schön und doch noch ledig ist<sup>4</sup>.“

Und:

„Gelber Wein in blauem Glase, kredenzt von weißer Hand:  
Sonne ist Trank, Sterne ist sein Schaum, Erdachse ist die  
Hand und das Gefäß der Himmel<sup>5</sup>.“

In Bagdâd hat die Art des Sanaubarî der trunk- und naturfreudige Wesier al-Muhallabî verbreitet, der selbst über dem dichterischen Mittelmaß stand und ein großes literarisches Haus machte. Er

<sup>1</sup> Jatimah, II, 24.    <sup>2</sup> Jatimah I, 450f. In den Briefen des Sâb (Leiden) steht einer, worin er sich gegen den Verdacht der beiden Mosuler verteidigt, auf Seiten des Sarî zu stehen. Der Sarî habe im Gegenteil gebeten, ihm ein Loblied singen zu dürfen; das habe er nur erlaubt unter der Bedingung, daß er nichts Böses gegen die Châlidîs sage. Er habe dann mit dem Sarî zusammen einen Teil seiner Gedichte mit den ihrigen verglichen, sei aber nicht mit ihm einig geworden usw., fol. 34a., ff.    <sup>3</sup> Jat. II, 158.    <sup>4</sup> Jatimah I, 514.    <sup>5</sup> Jatimah I, 519.



pflegte, wie der Sâhib in dem Tagebuch seiner Reise nach Bagdâd erzählt, besonders viel von dem Sanaubarî und seiner Schule zu singen<sup>1</sup>. Er hat sogar in Bagdâd, in dem Schnee ein Weltwunder ist, seines Meisters Schneelieder nachgeahmt:

„Der Schnee fällt wie Confetti, komm<sup>2</sup>, wir wollen uns erfreuen an einer Tochter der Rebe, einer ungemischten<sup>2</sup>.“

Des Sanaubarî Schule ist es auch, wenn der Qâdî et-Tanûchî — aus dem Kreise des Muhallabî — auf ein Mädchen in feuerrotem Gewande singt:

„Sie bedeckte schamvoll ihr Gesicht mit dem Ärmel,  
Es war, als ob die Sonne unterging in der Abendröte<sup>3</sup>.“

Und:

„Nicht habe ich den Tigris vergessen: die Finsternis floß herab, und der Vollmond ging unter,  
Ein blauer Teppich war der Fluß, mit einer goldenen Stickererei<sup>4</sup>.“

Wenn Saifeddaulah, der Fürst zu Aleppo, das unter der Asche glimmende Feuer mit der schamroten Wange einer Jungfrau vergleicht, die sich unter einem grauen Schleier verbirgt<sup>5</sup>, so ist das mit Sanaubarîs Augen gesehen, und ebenso wenn der Wâthiqî in Turkestan ein angehendes Holzkohlenfeuer besang:

„Jet in rotem Golde, dazwischen blauer Lotus<sup>6</sup>.“

Wenn am Ende des Jahrhunderts hinten in Chorâsân Ibn 'Abbâd den Winter besang:

„Siehst du nicht, wie der Dezember seine Rosen streut, die Welt ist wie ein Stück Kampfer“,

so wußte der Chwârezmî ganz gut, daß all das auf den Sanaubarî zurückgehe<sup>7</sup>. In Ägypten vertritt um das Jahr 400/1000 der 'Uqailî die Art des Sanaubarî: „Er hatte Lustgärten auf der Insel Altkairo, trat nicht in Fürstendienst und lobte niemanden<sup>8</sup>.“

„Auf einen Bach hat des Windes Hand feurige Anemonen geworfen,

Unter deren Rot das weiße Wasser einer Schwertklinge gleicht,  
darüber Blut geflossen<sup>9</sup>.“

Die Gehöreindrücke treten sehr zurück. Der Sulamî (gest. 394/1004) beschreibt das gewaltige Wehr von Šîrâz, aber kein

<sup>1</sup> Jatîmah II, 12. <sup>2</sup> Jat. II, 26. Ein anderes in Tha'âlîbî Kit. man gâba, Beirut 1309, S. 37. <sup>3</sup> Jâq. Iršâd V, 338. <sup>4</sup> Jat. II, 109; Jâq. Iršâd V, 335. <sup>5</sup> Jatîmah I, 21. <sup>6</sup> Jatîmah IV, 113. <sup>7</sup> Jatîmah III, 95. <sup>8</sup> Ibn Sa'îd ed. Tallquist, S. 52. <sup>9</sup> Dasselbst, S. 78.



Wort vom Brausen des Wassers<sup>1</sup>. Das einzige derartige habe ich in einem Vers des Būjidenprinzen 'Izzeddaulah gefunden, der von einem Gelage am Ufer des Tigris erzählt:

„Und das Wasser klatschte zwischen den Zweigen, wie die Sängern, die um den Flötenspieler tanzen<sup>2</sup>.“

Zur Befriedigung der Geistreichen marschieren gegen Ende des Jahrhunderts die entlegensten Stoffe auf, z. B. die Dachtraufe und das eigene Spiegelbild<sup>3</sup>; der Ma'mūnī in Buchârâ beschreibt die ganze Speisekammer: Käse, Oliven, gebratener Fisch, Senftunke, Rührei<sup>4</sup>, ein anderer besingt eine mitten in einem Weiher stehende Kerze und vergleicht den mit einem roten Apfel spielenden Springbrunnen einem gläsernen Blasrohr, darin eine Kugel aus rotem Rubin sich dreht<sup>5</sup>! Der Aegypter 'Abdalwahhâs ibn al-Hāğib (gest. 387/997) macht sich an die zwei großen Pyramiden:

„Als hätte das Land, dürstend und mit verschmachtetender Leber,

Seine beiden Brüste entblöst, die vorspringen und zu Gott rufen ob der Trennung vom Kinde.

Da schenkt ihm der den Nil, der es satt trinkt<sup>6</sup>.“

Erst im 4./10. Jahrhundert — das ist sehr bezeichnend — ist in der arabischen Poesie Raum für die fahrenden Leute geworden:

„Ihrer ist Chorâsân und Qâšân bis nach Indien,

Bis nach dem Römerland, bis zu den Negern, bis zu den Bulgaren und Sind.

Wenn die Wanderer und Krieger die Straßen beschwerlich finden

Aus Angst vor den Beduinen und Kurden,

So tanzen wir hindurch ohne Schwert noch Scheide<sup>7</sup>.“

Mit ihnen zieht der frische, freie Sang, die rote, nicht geistreichelnde Lyrik ein. Als ihr Hauptsänger galt el-Ahna'f aus 'Ukbarâ in Babylonien. Sein Trinklied macht sich nichts aus der genüßlichen Naturfreude:

„Ich zechte (l. šaribtu) in einer Kneipe zu Tamburin und Zither,

Die Trommel klang Kurdumta', die Flötte tiliri.

<sup>1</sup> Jatimah II, 179.    <sup>2</sup> Jatimah II, 5.    <sup>3</sup> Der Qassâr, bekannter als Sarî ed-dilâ (gest. 410); Tatimmat al-jatimah, Wien, fol. 28b.

<sup>4</sup> Jatimah IV, 94ff.    <sup>5</sup> Jatimah IV, 316.    <sup>6</sup> Maqrizî I, S. 121.

<sup>7</sup> Jatimah II, S. 286.



Engaufeinander wie in einem Backofen saßen wir  
Und schlugen uns blind und einäugig.

Am Morgen hatte ich einen Katzenjammer, und wie!<sup>1</sup>“

Er sang auch das Elend der Fahrenden:

„Trotz Schwachheit hat die Spinne ein Haus gebaut, sich  
drin zu bergen — ich habe keine Heimat.

Der Mistkäfer hat an seiner Sippe Halt, ich habe weder  
Liebe noch Halt<sup>2</sup>.“

Hier sind keine Kunststückechen, keine Sentenzen. Es ist die Linie, die im Französischen von Villon nach Verlaine geht; in sie gehören Muhammed ibn 'Abdel'aziz von Sûs, der in einem mehr als 400 Verse langen Liede seinen Wechsel in Religion, Konfession und Handwerk beschrieb und sie anfang:

„Ich habe kein Glück und keine Kleider für die Truhe<sup>3</sup>!“

Auf ihr stehen auch die Volksdichter der babylonischen Großstädte, wie Ibn Lankak in Basrah, „dessen Liedchen selten über zwei, drei Verse hinausgehen und der in seinen Qasiden selten glücklich war<sup>4</sup>“, Ibn Sukkarah, der über 50 000 Verse gemacht haben soll, wovon über 10 000 auf die schwarze Sängerin Chamrah<sup>5</sup>, und dann — alle anderen weit überragend — Ibn el-Hağğāğ in Bagdād (gest. 391/1001)<sup>6</sup>. Er war schmächtig gebaut:

„Fürchtet nicht für mich wegen meiner schmalen Brust, die  
Männer werden nicht nach Scheffeln gemessen<sup>7</sup>.“

<sup>1</sup> Jatimah II, 287. Der Chalife al-Mu'tamid hatte schon gesungen:  
„Der Emir marschirt, und die Trommel wird geschlagen:  
Kur dum Kudum!“

(al-Šabuŝti, Berlin, fol. 42b). <sup>2</sup> Jatimah II, S. 286; Tha'ālibī, Kit. el-i'ğāz, S. 236; Tha'ālibī, Buch der Stützen, ZDMG VIII, 501.

<sup>3</sup> Jatimah III, 237. <sup>4</sup> Jatimah II, 117. Ibn Lankak hat auch die kurzen Liebesliedchen des basrischen „Reisbäckers“ (gest. 330/941; Ibn al-Gauzi, fol. 70b) gesammelt, vor dessen Laden sich die Leute drängten, um ihm zuzuhören. Sie waren meist päderastisch; die jungen Leute Basrahs waren stolz darauf, wenn er sie erwähnte und behielten seine Worte wegen ihrer Faßlichkeit und ihres leichten Eingehens (Jatimah II, 132). Nach seinem Tode wurde er auch in Bagdād beliebt; seine Sachen wurden am meisten gesungen, schreibt der Mas'ūdi im Jahre 333/944 (Mas. VIII, 374). <sup>5</sup> Jatimah II, 188.

<sup>6</sup> Abū 'Abdallāh al-Hasan ibn Ahmed, gestorben in dem babylonischen Orte Nil, wo er ein Lehen hatte, am Dienstag den 27. (nach Wuz., S. 430 am 22.) Ğumādā I des Jahres 391, wurde als eifriger Schifite beim Grab des Mūsā ibn Ğāfar es-Sadiq begraben; zur Grabschrift hatte er bestimmt: „Und ihr Hund legte seine Vorderfüsse auf die Schwelle“ Sure 18, 17 (al-Hamadāni, Paris, fol. 340b). Er wohnte auf dem Sūq Jahjā, den er viel besungen hat (Jāqūt s. v.). <sup>7</sup> Jat. II, 242.



Einmal muß er sich verteidigen, weil er seinen Gläubigern ausgerissen ist:

„Manche sagen: ‚Geflohen ist der Tropf; wäre er ein Mann, so wäre er geblieben‘.

Nicht schimpfen, nicht schimpfen über das Fliehen! Auch der Prophet ist in die Höhle geflohen<sup>1</sup>.“

Aus dieser unberühmten Zeit stammen wohl auch die stolzen Verse

„Als ich sie morgens lobte, dankten sie nicht, und als ich sie abends schmähte, achteten sie es nicht.

Ich schlage die Reime aus ihren Steinbrüchen,

Ob das Rindvieh sie versteht, ist meine Sache nicht<sup>2</sup>.“

Durch sein böses Maul wurde er gefürchtet, angesehen und reich, „der Unflat schafft mir Geld und Ehre“ sagt er selbst<sup>3</sup>; konnte Steuerpächter und schließlich sogar Gewerbeinspektor (Muh-tasib) der Hauptstadt werden, was ihm alles sein minder erfolgreicher Mitdichter Ibn Sukkarah heftig neidete<sup>4</sup>. Er braucht in seinen Liedern gern die Ausdrücke der Fahrenden und der Gauner<sup>5</sup>. Mit ihm und seinen Gesellen hebt die uns ekelhafte Obszönität der orientalischen Städter ihr Haupt, die durch die arabische Art, in der die viel keuscheren Beduinen den Ton angaben, in der Literatur zurückgedrängt worden war<sup>6</sup>. Ibn al-Hağğāğ rekt sich, wie von einem fremden Zwange befreit, und brüstet sich seines „Leichtsinn“ (suchf); es liegt seiner Übertreibung auch viel Gegenwehr gegen die zuckersüße Dichterei der anderen zugrunde:

„Der Leichtsinn meines Sanges ist auch nötig, geistreich sind wir und schamlos.

Kann man es in einem Hause ohne Abtritt aushalten?

Wenn ich schweige, bin ich ein Parfümladen, aber wenn ich singe, dampft der Abtritt auf.

Ich bin ein Abtrittputzer, und mein Lied ist eine Kloake<sup>7</sup>.“

Deshalb wird auch in einem späteren Polizeihandbuch verboten, mit den Knaben die Werke dieses Dichters zu lesen<sup>8</sup>, aber bei den

<sup>1</sup> Jat. II, 228. <sup>2</sup> Jat. II, 260. <sup>3</sup> Diwān, 10. Bd., Bagdād Margānah; meine Abschrift, S. 258. <sup>4</sup> Diwān, Bagdād, S. 240; Wuz., S. 430; Jat. II, 219. <sup>5</sup> Jatimah II, 211. <sup>6</sup> Wenn man sich die bekannteren Vertreter der unflätigen Rede (māğin) auf ihre Herkunft ansähe, würde es bei den meisten ähnlich heißen, wie bei dem Riwandī (gest. 298/911): Sohn eines jüdischen Konvertiten, Māğin und Ketzer (Abulmahāsīn II, 184). <sup>7</sup> Jatimah II, S. 214. <sup>8</sup> Maš-riq, Jahrg. X, S. 1085.



Zeitgenossen scheint ihm der Schmutz wenig geschadet zu haben. Der oberste Würdenträger des 'Abbásidenreiches, der Adelsmarschall der 'Aliden, al-Ridá, war ein eifriger Bewunderer des Ibn al-Haǧǧáǧ, hat seinen Tod in einem Trauerliede beklagt und eine Auswahl seiner Gedichte herausgegeben; der fatimidische Chalife in Kairo kaufte seine Werke, in denen er allerdings gelobt war, für 1000 Dinare<sup>1</sup>. Zu 50—70 Dinaren war der Diwán oft begehrt<sup>2</sup>, und al-Haukarí, Hofsänger des Saifeddaulah in Aleppo, bat den babylonischen Dichter um ein Lied, das er seinem Herrn vortragen könnte<sup>3</sup>. Ibn al-Haǧǧáǧ selbst sagt:

„Wenn mein Sang Ernst machte, würdest du drin die Sterne der Nacht wandeln sehen,

Aber er treibt nur lose Scherze und geht durch die Dinge des alltäglichen Lebens (ma'âš)<sup>4</sup>.“

Mit unerhörter Leichtigkeit der Sprache tut er das, nennt alles bei seinem richtigen Namen, Schwierigkeiten des Metrums und Reimes kennt er nicht, so daß sein Diwán eine Menge sonst unbekannter Wörter aus der Umgangssprache Bagdâds im 4./10. Jahrhundert bringt<sup>5</sup>. Die hergebrachten poetischen Blöcke sind für ihn nur da, um parodiert zu werden. Z. B. auf den Tod Sebuktekíns:

„Stets möge der Abtritt, in dem er bestattet, getränkt werden vom Regen der Bäume<sup>6</sup>.“

Und hie und da sieht man durch den schmutzigen Nebel hindurch wirklich die Sterne der Nacht wandeln und begreift, daß seine Zeitgenossen den Schweinigel für einen großen Dichter hielten.

Im Gegensatz zu diesen Dichtern hält der gleichfalls aus Babylonien stammende, aber in Syrien aufgewachsene Mutenabbí, zur arabischen Tradition<sup>7</sup>. Jene sind die Realisten, die von dem

<sup>1</sup> Diwán X, S. 237; Wuz., S. 430. <sup>2</sup> Jatímah II, S. 215.

<sup>3</sup> Jatímah II, 226. <sup>4</sup> Jatímah II, 213. <sup>5</sup> Leider sind sie nur im Bande des britischen Museums, und auch da nur zum Teil, durch Glossen erklärt. <sup>6</sup> Diwán, Bagdád, S. 80. <sup>7</sup> Auch die syrischen Dichter Abú Temmám (gest. um 230/845) und al-Buhturí (gest. 284/897) waren konservativer und folgten den Spuren ihrer damaszenischen Vorgänger al-Achtal, Garír und Ferazdaq. Der Buhturí war aber Dichter genug, den Neuerer Abú Nuwás einem konservativen Genossen vorzuziehen und den anders meinenden Literaturphilologen das Mitsprechen zu verbieten: „Das geht die nicht an, die nur die Wissenschaft von der Dichtkunst treiben, aber keine Gedichte machen. Das versteht nur, wer selbst in den Engpässen der Dichtkunst gesteckt hat.“



singen, was sie erleben; er ist der Akademiker, den das Allgemeine reizt. Einmal wird er eingeladen, eine Jagd mit einem besonders tüchtigen Hunde mitzumachen, der ohne Falken eine Gazelle zur Strecke bringt, und diesen dann zu besingen. Er aber meint, das könne gleich geschehen ohne die Jagd, und besingt einfach den schnellen Hund in der herkömmlichen Weise<sup>1</sup>. Der einzige neuere Dichter, mit dem er sich abgab, war Ibn al-Mu'tazz<sup>2</sup>. Die Babylonier fühlten den Feind, sowohl Ibn Sukkarah und Ibn Lankak<sup>3</sup> als Ibn al-Hağğäg<sup>4</sup> haben ihn verspottet, und wir haben einen boshafte Bericht von dem Zusammenstoß des syrischen Hofdichters mit den Literaten Bagdâds. Wie er dort hochpässig auftrat, zur Erhöhung seiner Breitspurigkeit trotz der größten Sommerhitze sieben farbige Kittel übereinander trug, aber dann vor einem bagdâdischen Kritiker die Segel streichen mußte<sup>5</sup>. Auch der Syrer Abû Firâs (gest. 357/968) geht durchaus die alten Wege. Am wunderbarsten ist an ihm, wie wenig er das wilde Kriegstreiben der Westmark des Reiches in seinen Liedern fassen konnte oder wollte. Ein Vetter des Hamdânidenfürsten mußte damals viel erleben, wenn auch ein noch so großer Teil seines „Rühmens“ Dichtung, nicht Wahrheit sein wird. Aber wer es nicht weiß, würde aus diesen Liedern nicht erfahren, daß sich Syrer und Griechen, Muslins und Christen herumschlagen in bedeutenden Heeren und mit dem ganzen militärischen Rüstzeug ihrer Zeit. Sie könnten ebenso gut von den Händeln zweier Beduinenstämme singen. Auch die aus seinem griechischen Gefängnisse stammenden Lieder sind für mich gereimte Prosa; und wenn Schriftsteller wie der Sâhib und der Tha'âlibi sie überschwänglich rühmen, so ist das nur ein weiterer Beweis, daß die Grenze zwischen Schriftsteller und Dichter verwischt war.

(Goldziher, Abhandl. zur arabischen Philologie, S. 164, Anm. 4). — Es gab übrigens in Syrien auch einen namhaften Vertreter der Richtung Ibn al-Hağğâğs: Ahmed ibn Muh. al-Antâqî, genannt Abul Raqa'maq (gest. 399), dem aber nur wenige lebendige Verse gelungen zu sein scheinen (Jat. I, 238—261). Weiteres über ihn Ma'âlim at-Talchîs, Berlin, fol. 156b. <sup>1</sup> Diwân des Mutenabbî (Beirut 1882), S. 128. <sup>2</sup> Jatimah I, 98. <sup>3</sup> Jatima I, 86; II, 116. <sup>4</sup> Diwân, Bagdâd, S. 270. <sup>5</sup> Jâq. Iršâd VI, 505 ff.; Tirâz el-muwaššâ, Kairo 1894, II, S. 65 ff.; Jatimah I, 85. Der syrische Dichter Abul'alâ verließ im Jahre 400/1009 Bagdâd wegen eines Zwistes mit den einflußreichen Anhängern Ibn al-Hağğâğs, denen gegenüber er zu seinem Landsmanne Mutenabbî stand (Letters ed. Margoliouth, S. XXVIII). Er hat auch einen großen Kommentar zu den Gedichten des Mutenabbî geschrieben. Kremer über die Philos. Gedichte des Abul'alâ, SWA. 117, S. 89.



Der Šerif er-Ridâ, geboren im Jahre 361/970 zu Bagdâd, war erst 30 Jahre alt, als Ibn al-Hağğâğ starb; er hat eine Auswahl von dessen Dichtungen herausgegeben und war selbst ein Dichter<sup>1</sup>. Aber er war ein zu großer Herr, und sein Stammbaum war zu lang, als daß er wie Ibn al-Hağğâğ wider alle Überlieferung hätte in die Tiefen des Lebens hineinsteigen dürfen. Schon sein Vater war Adelsmarschall aller Nachkommen 'Alis gewesen; nach dessen Tode im Jahre 400/1009 erbte er alle seine Ehren und Stellen, obwohl er der jüngere Sohn war. Er hielt Haus im größten Stile, hatte eine Privatakademie, in der Gelehrte auf seine Kosten lebten und studierten, und war berühmt dafür, daß er nie ein Geschenk annahm, nicht einmal vom Wesier. Stolz war er als Richter seiner ihm unterstellten 'alidischen Geschlechtsgenossen. Eine 'Alidin verklagte ihren Mann, der seine ganze Habe verspiele, statt für Weib und Kind zu sorgen; als Zeugen das bestätigten, hieß der Scherif den Mann holen, auf die Nase legen und prügeln. Die Frau wartete, daß man einhielt, aber es ging weiter bis man auf 100 Holz kam, da schrie sie: „Waisen werden meine Kinder, wie wird es mit uns aussehen, wenn er stirbt?“ Worauf der Scherif: „Hast du denn geglaubt, ihn beim Schulmeister zu verklagen?“ Er war der erste vornehme 'Alide, der die Fronde auch äußerlich aufgab, der die weißen Kleider, welche seine Väter mit ebensoviel Stolz als Schmerz getragen hatten, gegen die schwarze Uniform des 'abbâsidischen Hofmannes und Beamten vertauschte<sup>2</sup>. Seine Zurückhaltung leitet er selbst von Melancholie her:

„Ich möchte mich rechtfertigen vor den Männern, von denen ich mich fernhalte: ich selbst bin mir feindlicher als die Menschen alle zusammen.

Gehört der Mann selbst nicht zu seinen Freunden, so soll ihn nicht nach der Freundschaft der andern gelüsten.

Sie sagten: „Tröste dich, das Leben ist nur ein Schlaf; wenn es endet, verschwindet die Sorge, der nächtliche Wanderer.“

Wenn es ein ruhiger Schlummer wäre, würde ich ihn loben, aber es ist ein schreckhafter, unruhiger Schlaf<sup>3</sup>.“

<sup>1</sup> Dîwân, Kairo 1307, S. 1. <sup>2</sup> Dîwân, S. 1 und 929. <sup>3</sup> Dîwân, S. 505 f. Vor dem Sultân Behâeddaulah weigerte er sich zu singen; tat es nur vor dem Chalifen (S. 954). Zu seiner Melancholie ist anzumerken, daß der Vater schon 65 Jahre alt war, als er ihn zeugte.



Aus dem Munde dieses echten Vornehmen ist nie eines der gemeinen häßlichen Worte gekommen, wie wir sie vom Staatssekretär Ibrâhîm es-sâbî, den Wesieren al-Muhallabî und Ibn 'Abbâd hören. Sogar in der stehenden Rubrik des Sängerschimpfes, in der alle anderen Dichter das Unmöglichste für erlaubt hielten, ist folgendes sein Stärkstes:

„Wenn er auftritt, nicken die Augen ein, und die Ohren erbrechen sich bei seinem Gesang.

Lieber als deinen Gesang hören wir das Gebrüll streitender Löwen<sup>1</sup>.“

Daß gerade ein solcher sich die Mühe nahm, aus dem Werke des Ibn al-Hağğâğ die wenigen zotenfreien Verse herauszuklauben, und die Totenklage für ihn sang<sup>2</sup>, ist eine Ehre für die beiden Dichter. Denn der Ridâ gehört sonst viel mehr an die Seite des Mutenabbî, dessen Kommentator Ibn Ğinnî übrigens sein Lehrer war. Er singt das ganze althergebrachte Programm eines damaligen Dichters alter Schule ab: Gratulationsgedichte zum Neujahr, zum Osterfest, zum Ramadân, zum Schluß des Fastenmonats, zum Mihriğân, zur Geburt von Sohn oder Tochter, Loblieder auf den Chalifen, die Sultane und Wesiere, beklagt die wichtigen oder ihm nahestehenden Toten, vor allem den Husain zu seinem Todesfest, dem 'Âşûrâtage, rühmt sein Haus und seinen Adel und klagt über die Welt und das Alter — auch das ganz konventionell schon als junger Mann. Zum Glück hatte er in den 20er Jahren, als er sich eines Gelübdes wegen den Vorderkopf schor, weiße Haare gefunden, und das gab ihm wenigstens einige persönliche Anknüpfungen dafür<sup>3</sup>. In der Literaturgeschichte ist der Ridâ abgestempelt als der Meister der Totenklage<sup>4</sup>. Auch diese übt er streng stilisiert, mit fast unglaublich wenig Eingehen auf den einzelnen Fall. So verlor er im Jahre 392/1002 seinen Lehrer und Freund, den Grammatiker Ibn Ğinnî; das Trauerlied beginnt mit der Klage über die Vergänglichkeit:

„Als ob wir Späne seien, welche der Gießbach herumwirft, wenn er sich zwischen Hügel und Sandfeld dahin wälzt.“

Dann ein längeres Ubi sunt „Wo sind die alten Könige?“

Dann die Erwähnung der besonderen Begabung des Toten:

<sup>1</sup> Diwân, S. 504.    <sup>2</sup> Diwân, S. 864.    <sup>3</sup> Dieselbe Geschichte beim syrischen Prinzen und Dichter Abû Firâs, wo aber schon der arabische Sammler gemerkt hat, daß die Phrase von Abû Nuwâs stammt (Dvorak, Abû Firâs, 1895, S. 141).    <sup>4</sup> Jatîmah II, 308.



„Wer unternimmt jetzt, die widerspenstigen Kamele der Rede zu tränken, wer schleudert das Wort wie durchbohrende Pfeile?

Wenn er den Worten von hinten rief, wandten sie sich zu ihm mit gebogenem Nacken, wie die Kamele zu ihrem Treiber.

Er weidete Worte, glattrückig wie die Auslese aus dem Geschlechte der berühmten Rennpferde Wağih und Lâhiq. Seine Brandzeichen sitzen dauernd in ihren Fesseln als Brandzeichen an den Kamelen.

Und wer wird über die Bedeutungen Herr werden, die futtersackweise dem Enthüller und Erbrecher der Geheimnisse vorgeworfen wurden?

Wer wird festen Sinnes in ihren Schluchten jagen und in jene Engpässe eindringen?

Er erklimmte ohne Straucheln ihre höchsten Berge und hat ihre äußersten Schlüpfrigkeiten überwunden, ohne zu gleiten<sup>1</sup>.“

Damit hat jede persönliche Beziehung ein Ende, der Rest des Trauerliedes könnte auf jeden anderen gehen. Obwohl Hauptstädter und friedlicher Gelehrter, übergeht er das städtische Leben, führt stets die Ritterromantik auf mit Krieg, Wüste, Kamel und edlen Pferden. Doch ist auch da manches von ihm erlebt, stark gefühlt und eigenartig ausgedrückt worden, sodaß man doch hinter den rollenden Versen den Schüler des Ibn al-Hağğāğ sieht. Ein Paradestück war die Qaside, welche er bei der feierlichen Audienz vortrug, in welcher der Chalife die chorāsānischen Pilger empfing. Die ersten Verse singen mit mächtigem Klang die Gefahren der Wallfahrt und das trostlose Ende der Versprengten:

„Für wen schüttern die Kamele die Sänften, für wen schwimmt die Karawane bald über der Luftspiegelung und versinkt bald darin,

Für wen durchschneidet sie breite Flüsse, treibt der Eifer die Tiere aus Syrien und aus Babylonien?

Wie mancher Gefangene blieb zurück, der nicht erlöst wird aus seinem Kerker und mancher Verirrte, der nicht mehr ans Ziel kommt!

Den der Tag hin- und herwarf, er blinzelte, reichlicher floßen die Tränen und er senkte das Haupt<sup>2</sup>!“

<sup>1</sup> Dīwān, S. 562.    <sup>2</sup> Dīwān, S. 541.



Eines seiner gelungensten Lieder zeigt eine schöne Frau in einer nächtlichen Karawane:

„Die Schleier und Säume der Nacht schleppten herab,  
Da erhob sie sich aus den Öffnungen der Frauensänfte, und  
der Treiber sang über das Tal hinweg,  
Und die Leute, deren Nacken im letzten trunkenen Wachen  
genickt hatten,  
Setzten sich hoch aufrecht in ihren Sätteln und folgten dem  
Licht mit dem Blick.

Wir zweifelten. Dann sprach ich zu ihnen: 'Das ist kein Mond-  
aufgang!.'“

So stehen sie nebeneinander im 4./10. Jahrhundert, der Sanaubarî und der Mutenabbî, Ibn al-Hağğâğ und der Ridâ; jeder in seinem Gebiete ein Gipfel, der hoch über alle kommenden Jahrhunderte der arabischen Literatur hinwegah.

### 18. Geographie.

Sehr deutlich ist der Gang des Geistes in der Geographie, von der hier nur die literarische Seite kurz gewürdigt werden soll. Sie ist ein Kind der Renaissance des 3./9. Jahrhunderts; am Anfang stehen die Arbeiten al-Kindîs<sup>2</sup> um 200/800, eines Hauptvermittlers griechischer Wissenschaft, ferner das „Buch der Straßen“, das Ibn Chordâdbeh um das Jahr 232/846 nach seiner eigenen Aussage wesentlich auf Grund des Ptolemäus hergestellt hat<sup>3</sup>. Der Mas'ûdî bezeichnet es im Jahre 332/943 als das beste Geographiebuch<sup>4</sup>, dem Muqaddasî (schrieb 375/985) aber ist es bereits zu kurz, um großen Nutzen zu stiften<sup>5</sup>. Dem Nachfolger und Ausschreiber Ibn Chordâdbehs, dem Ğaihânî (Ende des 3./9. Jahrhunderts), wirft der Muqaddasî vor, er bringe bald hochgelehrtes Astronomisches und Technisches, das der gewöhnliche Mensch nicht versteht, dann wieder beschreibe er die Götzenbilder Indiens und die Wunder Sinds, er liefere nur ein Itinerarium, keine Beschreibung. Der Balchî übergehe viele große Städte, sei selbst kein Reisender gewesen, und seine Einleitung sei mangelhaft. Ibn al-Fağh (Ende des 3./9. Jahrhunderts) dagegen er-

<sup>1</sup> Dîwân, S. 394.    <sup>2</sup> Mas. I, 275.    <sup>3</sup> Bibl. Geogr. VI, S. 3.  
Chordâdbeh heißt „der Humpen“ (Ĝurûfî Matâli' el-budûr I, 189).  
Maqrîzî Chitât 414 zu lesen: chordâdbî bellûr.    <sup>4</sup> Mas. II, 71.  
<sup>5</sup> S. 4.